

universitas

JUIN 2007 | 04

LE MAGAZINE DE L'UNIVERSITÉ DE FRIBOURG, SUISSE | DAS MAGAZIN DER UNIVERSITÄT FREIBURG, SCHWEIZ



Afrika: musiques d'avenir

| Une génération de
persévérance et de labeur

| Mesquiten: Ein Baum
bringt Geld und Kummer

| Sida : retrouver les valeurs
traditionnelles

Firmenkunden: Auf einer Ebene mit den Entscheidungsträgern

Samuel Krämer absolviert nach Abschluss des Wirtschaftsstudiums an der Universität St. Gallen das Graduate Training Program (GTP) bei UBS im Bereich Firmenkunden.

Wie sind Sie dazu gekommen, in den Geschäftsbereich Firmenkunden einzusteigen?

Für meine Diplomarbeit hatte ich die Möglichkeit mit meinem jetzigen Vorgesetzten ein Interview zu führen. Diese Arbeit zeigte mir die vielen interessanten Facetten des Firmenkundengeschäfts auf. So entschloss ich mich, meine berufliche Karriere in diesem Bereich zu starten. Die Arbeit im Bereich Firmenkunden macht mir grossen Spass, so dass ich auch nach dem GTP in diesem Geschäftsbereich arbeiten werde.

Was gefällt Ihnen am Firmenkundengeschäft?

Das Firmenkundengeschäft erfordert die Vertrautheit mit den Produkten und Dienstleistungen von UBS. Dabei steht der Kunde immer im Mittelpunkt, was im Umgang Kompetenz und korrektes Auftreten bedingt. Unsere Ansprechpartner sind die Geschäftsführer oder Finanzchefs der jeweiligen Firma. Durch die Betreuung von Kunden aus verschiedenen Branchen gewinnt man zudem einen umfassenden Einblick in die Schweizer Wirtschaft.

Fühlt man sich da nicht überfordert, wenn man als Berufseinsteiger mit Geschäftsführern zu tun hat?

Kunden werden bei uns nach dem Tandem-Prinzip betreut. Ein Tandem setzt sich aus einem Senior- und einem Junior-Kundenberater zusammen. Dank einem Coaching-Programm kann ich stark vom Wissen und der Erfahrung meines Tandem-Partners profitieren.

Was macht in Ihren Augen das GTP aus?

Dank dem GTP habe ich die Möglichkeit, verschiedene Abteilungen bei UBS kennen zu lernen und das breite Aus- und Weiterbildungsangebot zu nutzen. Ich hatte beispielsweise die Gelegenheit, Fachkurse bei der Investment Bank in London und einen zweiwöchigen Intensiv-Sprachkurs zu besuchen. Durch diverse GTP-Anlässe konnte ich ein Netzwerk innerhalb der Bank aufbauen, das für mich sehr wichtig ist.

Warum würden Sie UBS als Arbeitgeberin und das GTP empfehlen?

Mir gefallen insbesondere das motivierende Arbeitsklima, die Internationalität, sowie die vielen Karrieremöglichkeiten, welche UBS bietet. Mittelfristig würde ich gerne eine gewisse Zeit im englischsprachigen Raum arbeiten und denke, dass sich das mit der Unterstützung von UBS realisieren lässt.



Sind Sie interessiert an einem Karrierestart für Graduates?

Informationen über das Graduate Training Program (GTP) erhalten Sie unter www.ubs.com/graduates

UBS is proud to be National Supporter



Your exceptional talent drives our success. It starts with you.



What keeps UBS at the forefront of global financial services? Your skills, commitment and ambition to be the best. Our innovation comes from your creativity and appetite for challenge. The ideas you share with colleagues help develop the products and services that sustain our market leadership positions across Europe, the Americas and Asia Pacific. A dynamic and diverse environment provides you with every opportunity to fulfill your potential and further our achievements. Industry-leading training programs help you to hit the ground running. How far you go is up to you.

It starts with you: www.ubs.com/graduates

You & Us





Die gegenwärtige Diskussion über Afrika ist geprägt von Spekulationen, Behauptungen und Pathos. Aufklärung tut Not. Deshalb widmet sich die vorliegende Nummer einigen Themen mit Zündstoff, die schwer auf dem Kontinent lasten. Bénézet Bujo, Moralthologe mit afrikanischen Wurzeln, vergegenwärtigt die Methoden, mit denen sich der Kontinent gegen Aids wehrt. Das Virus droht eine ganze Generation auszulöschen.

Eines ist klar: Die Kluft, die sich in den letzten Jahrzehnten zwischen armen und reichen Staaten aufgetan hat, wächst und wächst. Und mit ihr die Hoffnung auf ein besseres Leben all jener, die nichts mehr zu verlieren haben und die beschwerliche Reise nach Europa antreten – ein vermeintlicher Ausweg aus der wirtschaftlichen Misere, der oft tödlich endet. Und für jene, die es schaffen: Ist es das jahrelang erträumte Paradies, das sie in den nördlichen Breitengraden vorfinden? Der Frage, welche Bilder die Medien mit ihrer Berichterstattung von Europa bei afrikanischen Auswanderungswilligen hervorrufen, ist eine Arbeit am Departement für Gesellschaftswissenschaften nachgegangen.

Afrika kann uns nicht unberührt lassen. Die Antwort der Industriestaaten auf das unsägliche Elend ist die Entwicklungshilfe, an der sich die Geister scheiden: Für die einen ist sie eine moralische, ethische und religiöse Verpflichtung im Sinne reiner Nächstenliebe. Afrika müsse seine Probleme selber lösen und könne auf das Mitgefühl des Westens bestens verzichten, meinen andere. Entwicklungshilfe als Mittel der Industrienationen, sich einen Anteil an den Ressourcen Afrikas zu sichern? Unbestritten ist: Auf den afrikanischen Schultern lasten gewaltige Bürden. Es wäre zynisch, Afrika alleine für seine schwierige Lage verantwortlich zu machen, schreibt die Juristin Eva Maria Belser.

Das vorliegende Dossier soll eine Diskussionsgrundlage sein in einer Debatte, die fernab von einem schwarz-weiss-Denken geführt werden muss.

Bonne lecture !

Die universitas-Redaktion

sommaire - inhalt

Uni-intern: Interview mit dem neuen Rektor	> 4
Eine lange Leidensgeschichte	> 6
Vers un avenir meilleur	> 9
Cibler l'inflation : une urgence africaine	> 12
Balayer devant sa porte	> 14
Bilder in Köpfen und auf Bildschirmen	> 17
Le droit de la palabre	> 19
Se réconcilier à l'ancienne	> 22
Les traditions pour se protéger du sida	> 25
Hoffnung und Gemüse wachsen lassen	> 27
Construire les ponts de la démocratie	> 29
Des chefs temporaires et compétents	> 31
Ein Baum verursacht Freud und Leid	> 32
Retrouver la dignité africaine	> 35
chronique	> 37
projets - portrait - lecture	> 40

Renforcer la recherche

Le nouveau recteur Guido Vergauwen vient de passer ses 100 premiers jours à la tête de l'Alma Mater. Si les tâches sont nombreuses et les défis à relever ambitieux, il s'agira de miser sur la recherche et d'accroître la visibilité de l'Université au sein du monde académique suisse.

interview



Un parcours riche d'horizons

Né en Flandres en 1944 et entré dans l'ordre des Dominicains en 1962, Guido Vergauwen fait ses études de philosophie et de théologie à la Faculté des Dominicains à Leuven, avant de poursuivre son cursus académique à la Faculté de théologie de l'Université de Fribourg, avec une année intermédiaire à l'Université de Tübingen. Après avoir obtenu son titre de docteur, il enseigne dans la formation pour adultes à Zurich, où il assume aussi une charge de cours à l'Université. Nommé professeur ordinaire de théologie fondamentale à Fribourg en 1985, il devient directeur de l'Institut d'études oecuméniques. Pendant plusieurs années, il est responsable pour la vie intellectuelle et les études internationales au sein de l'Ordre des Dominicains à Rome. Guido Vergauwen est également président de la commission oecuménique de la Conférence des évêques suisses. En 2005, il reçoit le titre de docteur honoris causa de l'Université de Bucarest. Il entre en fonction en tant que recteur de l'Université de Fribourg le 15 mars 2007.

universitas: *Sie sind seit einigen Wochen als Vollzeitmanager im Einsatz. Wie haben Sie diesen Rollenwechsel erlebt?*

Guido Vergauwen: Es ist in der Tat ein grundlegender Wechsel. In meiner Funktion als Professor habe ich den Austausch mit den Studierenden immer sehr geschätzt. Doch auch in meiner neuen Funktion versuche ich, viele Kontakte zu pflegen; es ist mir ein Anliegen ein Rektor zu sein, der zugänglich und erreichbar ist. Insofern verstehe ich mich nicht einfach als Manager, sondern weiterhin als «Professor mit besonderen Aufgaben für die Universitätsgemeinschaft».

Sie sind nach Heinrich Stirnimann (1968-71) der zweite Dominikanerpater, der die Geschicke der Universität Freiburg lenkt.

Natürlich habe ich mir zeitweilig auch die Frage gestellt: Wieso soll ich als Theologe und Dominikaner Rektor werden? Das ist ja nicht meine eigentliche Berufung. Das neue Engagement bedeutet für mich aber auch keinen Widerspruch zu meinen sonstigen Aufgaben. Ich habe auch als Professor immer versucht, die ganze Universität im Blick zu haben. Zum Rektor wurde ich wohl nicht gewählt, weil ich Dominikaner bin, sondern weil ich mir in meinen verschiedenen Verantwortungsbereichen die dafür erforderliche Kompetenz angeeignet habe. Wenn sich zeigen sollte, dass die Theologie eine besondere Offenheit für die Gesamtheit der Wissenschaften mit sich bringt, dann würde es mich freuen.

Wie reagierte Ihr Orden auf Ihre Nomination?

Mit Zustimmung, ohne Zögern. Die Dominikaner haben schliesslich eine lange Tradition der «politischen Selbstverwaltung» in ihren Konstitutionen. Es ist ein Orden mit geradezu basisdemokratischen Zügen: Jeder Dominikaner hat eine gewisse Sensibilität für administrative und politische Verantwortung.

Sie sind nun 100 Tagen im Amt: Wie würden Sie den Zustand der Alma Mater umschreiben?

Die Universität Freiburg braucht es in der

Hochschullandschaft Schweiz, daran besteht kein Zweifel. Sie kann trotz ihrer Grösse eine menschliche Dimension garantieren. Einzigartig sind ihre Internationalität, ihre Zweisprachigkeit wie auch die guten Lebens- und Lernbedingungen in der Universitätsstadt Freiburg. Sicher besteht in etlichen Bereichen Handlungsbedarf, insbesondere was die Betreuung der Studierenden in gewissen stark besuchten Fächern anbelangt. Auch braucht es eine stärkere Präsenz in der Öffentlichkeit. In vielen Bereichen erbringt unsere Universität qualitativ beachtliche Leistungen. Entscheidend wird es in naher Zukunft sein, unsere neuen Masterstudiengänge attraktiv zu gestalten und bekannt zu machen. Dabei möchte ich auch den internationalen Charakter der Universität wieder stärker betonen. Ein erster Schritt in diese Richtung sind das interfakultäre Europazentrum und die zwei Europa-Master, von denen einer noch dieses Jahr eingeführt wird.

Ist das Konzept Volluniversität auf die Dauer noch tragbar?

Klares Ziel des Rektorats ist es, die Gesamtuniversität mit ihren fünf Fakultäten beizubehalten. Das schliesst nicht aus, dass einzelne Fächer und Studiengänge durch Zusammenarbeit mit anderen Universitäten erhalten werden. Gezielte Zusammenarbeit ist eine Chance, um Neues zu schaffen. Im Grunde geht es auch darum, für die Universität eine dauerhafte Entwicklung zu ermöglichen, in der die Stärken weiterhin gepflegt und die Schwächen durch gut geplante Zusammenarbeit aufgefangen werden. Bei all dem geht es um den Erhalt von attraktiven Studienplätzen bzw. von einer qualifizierten Ausbildung, die unseren Studierenden auch einen erfolgreichen Zugang zum Berufsleben erschliesst.

Est-ce que les Facultés des sciences et de théologie devront se faire du souci durant votre mandat ?

Il ne faut pas oublier que ces deux facultés ont été obligées, jusqu'aux limites du possible, de contribuer aux transferts budgétaires dans la planification actuelle. La Faculté des sciences est celle dont

je m'occupe le plus en ce moment, et ceci pour deux raisons. D'une part, il s'agit de formuler jusqu'à la fin du mois de juin le projet mandaté par les Conseils d'Etat de Berne et Fribourg en vue d'une collaboration plus intensive entre les Facultés des sciences bernoise et fribourgeoise. Dans un premier temps, on pourrait envisager la mise en commun de quelques master. Sur le plus long terme et dans la perspective de la création d'une faculté commune, il faudra renforcer les centres de compétences des deux facultés et faire valoir leur possible complémentarité. Il va sans dire que l'horizon plus large est constitué par les changements dans le paysage universitaire qui demandent le maintien d'une forte présence universitaire dans le «Mittelland» suisse. Les changements doivent pouvoir aussi se développer depuis la base et ne pas être imposés uniquement par le haut. Il s'agit donc d'être prudent et de privilégier le dialogue.

D'autre part, la question de l'introduction d'une troisième année de médecine à Fribourg se pose de manière récurrente. Les études de médecine se structurent désormais aussi selon le système de Bologne, soit trois années d'études de bachelor suivies du master avant d'entamer une spécialisation. Jusqu'à présent à Fribourg, nous n'offrons que les deux premières années à nos étudiants et, selon une convention en vigueur, nous les envoyons ensuite soit à Berne, Zurich, Bâle ou Lausanne. Est-ce que Fribourg doit maintenant mettre en place son propre bachelor, en comptant avec les autres universités pour la formation au niveau du master ? L'enjeu est tout d'abord d'ordre financier puisqu'il nous faudrait investir dans de nouvelles chaires et de nouveaux champs de recherche. Ceci nécessiterait une adaptation substantielle de notre budget. La volonté politique d'y contribuer s'avère également primordiale. Enfin l'aspect hospitalier n'est pas à négliger car à partir de la troisième année certaines infrastructures hospitalières sont nécessaires. Si je constate une forte hésitation de la part des autres universités qui ont une faculté de médecine, l'heure est encore aux pourparlers et il est trop tôt pour tirer un bilan.

En ce qui concerne la Faculté de théologie, l'évaluation a montré qu'elle a la plus grande charge d'enseignement parmi toutes les facultés, il semble par ailleurs qu'elle a reçu des notes excellentes. C'est un résultat encourageant. A l'avenir, elle devra sans doute faire des efforts pour maintenir ses centres de compétences attractifs et internationalement reconnus ainsi que développer de nouveaux cursus en collaboration par exemple avec la science des religions.

La Faculté des lettres est un peu à l'image d'un géant déstructuré : quels sont vos plans à son sujet ?

Il s'agit là en effet d'une très grande faculté constituant près de la moitié de l'Université. Son doyen et son conseil envisagent sérieusement une restruc-

turation qui – si nous parlons en termes d'efficacité, de visibilité et de performance – va encore augmenter l'attractivité des filières qui sont offertes dans la Faculté des lettres, ce qui devrait permettre aux différents domaines de développer davantage leur recherche spécialisée.

Pour profiler l'Alma Mater, l'ancien recteur Urs Altermatt avait notamment misé sur le bilinguisme. Quel sera votre credo ?

Notre Université est trop riche pour être caractérisée par un seul profil. Notre rectorat se concentrera certainement sur la recherche – un point tout à fait essentiel pour rendre l'Université plus visible et renforcer sa présence qualitative au sein du paysage universitaire suisse. Dans cette perspective, la planification stratégique prévoit un fond de recherche qui devrait permettre aux scientifiques d'être partiellement déchargés de l'enseignement. La tradition spécifique de notre Université nous encourage à garder en vue la dimension éthique dans l'enseignement ainsi que dans la recherche, d'ailleurs très actuelle dans un monde globalisé. La transmission des valeurs et la qualité humaine constituent des atouts pour mettre en avant l'Alma Mater. D'ailleurs, le Conseil de l'Université est prêt à soutenir les initiatives des facultés qui vont dans ce sens, je pense notamment à des offres en éthique professionnelle dans le domaine des médias, pour les économistes et les futurs médecins. L'enrichissement pour l'Université serait incontestable. ■



© Photos Actie 7

Le nouveau rectorat : de gauche à droite, les Proff. Fritz Müller, Jean-Luc Gurtner, Guido Vergauwen, Jacques Pasquier-Rocha et Astrid Epiney.

Der afrikanische Kontinent als Verlierer der Globalisierung

Afrika hat Schwierigkeiten, sich in die internationale Wirtschaftsordnung zu integrieren. Dies ist weniger seinem eigenen Unvermögen anzulasten als vielmehr der Tatsache, dass sich der Kontinent in einem internationalen System zurechtzufinden hat, das einseitig auf die Bedürfnisse der reichen Welt zugeschnitten ist.

dossier

von Eva Maria Belser

Als im Jahre 1989 der Berliner Mauerfall die Globalisierung entfesselte, galt dies als Anfang einer geeinten Welt, in der sich Demokratie, Menschenrechte und Marktwirtschaft jenseits ideologischer Auseinandersetzungen ausbreiten und festigen würden. In Tat und Wahrheit ist es der Globalisierung nicht gelungen, die Welt zu einen. Statt in eine Erste, Zweite und Dritte Welt zerfällt die Welt nun in Industrie- und Entwicklungsländer. Dabei trägt die Terminologie: In Wirklichkeit sind es die Industrieländer, die sich zu Dienstleistungsgesellschaften entwickeln, und sind es die Entwicklungsländer, die sich – von wenigen Ausnahmen abgesehen – nicht entwickeln, sondern stagnieren auf dem Weg dorthin, wo die andern längst nicht mehr sind.

Besonders viele der so genannten Entwicklungsländer – über fünfzig an der Zahl – liegen in Afrika. Die meisten von ihnen gelten als Verlierer der Globalisierung. Dass es vielen von ihnen heute schlechter geht als vor dreissig Jahren wird im Allgemeinen nicht als Mangel der Globalisierung, sondern als Mangel dieser Länder verzeichnet: Korruption, Misswirtschaft und Verletzungen der Menschenrechte verhinderten eine erfolgreiche Integration Afrikas in die Weltwirtschaft, so die Vorwürfe.

Eine Leidensgeschichte

Die Schwierigkeiten, die viele Länder Afrikas mit der wirtschaftlichen Globalisierung und mit der Universalisierung der Menschenrechte haben, lassen sich besser verstehen, wenn man sich die zerstörerische Geschichte vergegenwärtigt, die Afrika seit der Neuzeit mit der übrigen Welt verbindet. Während den langen Jahrhunderten des Kolonialismus hatte Afrika der übrigen Welt vor allem als Reservoir für Arbeitskräfte gedient. Dass an den Küsten und mit der Zeit auch im Landesinnern während

über 400 Jahren Millionen von Menschen gejagt, gefangen genommen und in die Neue Welt spedit wurden, hat dem Kontinent tiefe Wunden beigefügt. Nicht nur Menschenleben und Arbeitskräfte gingen dabei verloren, sondern auch soziale Strukturen und Kulturen. Europäische Staaten brachten gezielt Waffen an die afrikanischen Küsten, um den Zusammenhalt der afrikanischen Stämme zu untergraben und die Versorgung mit Sklaven zu erleichtern. Wer der eigenen Gefangennahme entgehen wollte, erwarb sich Feuerwaffen, indem er andere als Sklaven abliefernte. Und wer sich Geschäft und Gefahr entziehen wollte, zog sich in kleinen Splittergruppen in unwirtliche Gegenden zurück, wo das Überleben beschwerlich war und ist. Unter den Folgen dieses gewaltigen Menschenraubes leiden viele afrikanische Staaten noch heute, die in Grenzen, welche ihnen die Mutterländer am Reissbrett gezogen haben, und unter Volksgruppen, die sich während Jahrhunderten gejagt haben, tragfähige rechtliche, wirtschaftliche und politische Strukturen und eine kulturelle Identität aufbauen sollten.

Als die Länder Europas im Verlaufe des 19. Jahrhunderts die meisten übrigen Gebiete der Welt bereits erobert hatten, begannen sie sich auch für den afrikanischen Boden zu interessieren. War die Eroberung Amerikas noch mit der Notwendigkeit gerechtfertigt worden, die Indios zu missionieren und ihre Seele zu retten, so tat nun – nach dem Zeitalter von Aufklärung und allgemeinen Menschenrechten – eine neue Legitimation Not. Eine solche fand sich im aufkommenden Rassismus. Das Völkerrecht werde «zur reinen Phrase, wenn man dergleichen Grundsätze auf barbarische Völker anwende», stellte etwa der deutsche Historiker Heinrich von Treitschke im Jahre 1899 fest. Bereits zuvor hatte der englische Philosoph Herbert

Eva Maria Belser forschte von 2000-2006 über die Zusammenhänge von Arbeits- und Menschenrechten und globalisierter Weltwirtschaft. Sie lebte und unterrichtete während einiger Zeit in Südafrika. Die Freiburger Rechtsprofessorin befasste sich mit der Schwierigkeit der afrikanischen Länder, sich in das Wirtschaftssystem der WTO zu integrieren, mit dem innerafrikanischen Handel, der Idee einer Neuen Partnerschaft für Afrikas Entwicklung (NEPAD), aber auch mit der afrikanischen Kritik an der Universalität der Menschenrechte und der Notwendigkeit, neue Formen der Zusammenarbeit zu finden. Ihre Habilitationsschrift «The White Man's Burden» fasst einige Ergebnisse dieser Forschungsarbeit zusammen.

Eva Maria Belser ist seit 2004 Professorin an der juristischen Fakultät.

evamaria.belser@unifr.ch

Spencer Darwins Lehre von der natürlichen Selektion auf die menschlichen Kulturen übertragen und geschlossen, dass der Imperialismus der Retter der Zivilisation sei, da er die Erde von den niederen Rassen säubere. «Die Nationen der Welt lassen sich», so drückte es der britische Premierminister Lord Salisbury aus, «in zwei Gruppen teilen: die Lebenden und die Sterbenden». Es liege in der Natur der Dinge, dass die lebenden Nationen sich der Gebiete der Sterbenden bemächtigten.

Dubiose Geschäfte

Während des Zeitalters des Imperialismus war die afrikanische Bevölkerung systematisch dezimiert und waren Bodenschätze wie Gold und Diamanten aus Afrika ausgeführt worden. Der

Im Sommer 2007 erscheint das Buch «The White Man's Burden: Von Arbeit und Menschenrechten in der globalisierten Weltwirtschaft und der Bürde, andere ändern zu wollen». Das Buch zeigt auf, wie die Liberalisierung des Welthandels die Wirtschaft stärkt, den Staat schwächt und die sozialen Unterschiede zwischen Arm und Reich verschärft. Menschenwürdige Arbeit für alle gilt als Schlüssel zur Überwindung der Kluft zwischen Gewinnern und Verlierern der Globalisierung. Doch der verschärfte Wettbewerb zwischen Unternehmen und Staaten setzt gerade die Arbeitsbedingungen unter zunehmenden Druck. «The White Man's Burden» erklärt den Mechanismus der Globalisierung, den Schutz der internationalen Menschen- und Arbeitsrechte sowie die Organisationen WTO, ILO und UNO in verständlicher und lebendiger Sprache. Die Autorin untersucht historische, wirtschaftliche und ideengeschichtliche Zusammenhänge und zeigt auf, wie die vom Imperialismus behauptete Bürde des weissen Mannes, den zurückgebliebenen Völkern Fortschritt und Zivilisation zu bringen, zur Bürde der anderen wurde. Sie plädiert dafür, die Bürde abzulegen und weist neue Wege, die Menschen und ihre Arbeit besser schützen.



Die Mutter Natur säugt zwar das schwarze und weisse Kind, ist selber aber weiss – Bild der französischen Revolutionszeit (1792).

Abbau von Eisen und Kohle aber wurde unterdrückt, damit die Kolonien nicht unverhofft zu unliebsamen Konkurrenten der Mutterländer werden konnten. Nachdem die afrikanischen Gebiete nach und nach die Unabhängigkeit errungen hatten, versuchten sie aus diesem ungleichen Handel auszubrechen und errichteten hohe Zollschranken. Verschiedene Kämpfer für die Unabhängigkeit verbündeten sich jedoch mit alten oder neuen Herrschern und wurden auf der Suche nach Geld für Infrastrukturprojekte rasch fündig. Der Kalte Krieg liess die Gelder, welcher der Westen und Osten für «Entwicklungshilfe» ausgab, in die Höhe schnellen, und jeder afrikanische Herrscher konnte gegen das Bekenntnis, zum einen oder anderen Lager zu gehören, Darlehen in fast beliebiger Höhe erhalten. Ob er das Geld in seine Tasche oder in die Entwicklung des Landes steckte, interessierte die Geber zunächst wenig. Als sich schliesslich Weltbank und Internationaler Währungsfonds der Schuldenlast (und dem Problem ausstehender Rückzahlungen) annahmen, schufen sie umfassende Strukturanpassungsprogramme für die Länder Afrikas. Danach hatten diese Subsistenzwirtschaft und Industrialisierung zugunsten der Produktion von Kaffee, Zucker oder Baumwolle für den Weltmarkt aufzugeben und ihre Grenzen für den Handel zu öffnen. Die riesigen Monokulturen, die in der Folge in zahlreichen Staaten Einzug hielten, ►

Des promesses dans le vide

Si le continent africain peine à s'intégrer dans l'ordre économique mondial, c'est que le système n'est pas taillé à sa mesure, mais à celle des pays occidentaux. Les Africains sont les perdants de la globalisation, les victimes d'une Histoire douloureuse. Esclavage, pillage, exploitation, racisme, anéantissement des structures sociales et culturelles: le continent noir semble de tout temps n'avoir eu comme seule fonction que de servir l'Occident. Ce même Occident qui justifie aujourd'hui les problèmes économiques africains en évoquant la corruption, la mauvaise gestion, le non-respect des droits de l'homme... Ce même Occident qui n'a pas tenu bon nombre de ses promesses à l'Afrique.

dossier

verschlechterten nicht nur die Ernährungslage der ärmeren Bevölkerungsschichten, sondern schädeten auch den traditionellen Dorfstrukturen, der Artenvielfalt und dem Boden. Sie legten die afrikanischen Staaten ausserdem gerade auf jene Produktionszweige fest, die auf dem Weltmarkt unter enormem (durch die Strukturanpassungsprogramme verstärktem) Preiszerfall litten. Als Agrarprodukte waren sie ausserdem von der Liberalisierung des Welthandels ausgeschlossen, der sich nach dem Willen der Industriestaaten auf Industrieprodukte beschränkte. Als es einigen Ländern des Südens gelang, im Bereich der Textilindustrie einige Fortschritte zu erzielen, nahm ein Multifaserübereinkommen auch diesen Bereich von den Vorzügen des Freihandels aus. Dafür wurde das Zoll- und Handelsübereinkommen (GATT) im Jahre 1994 um ein Übereinkommen über Dienstbarkeiten ergänzt (GATS), wovon vor allem jene Staaten profitierten, die grenzüberschreitende Dienstleistungen (insbesondere Bank- und Versicherungsleistungen) anzubieten hatten. Gleichzeitig kam ein Übereinkommen zustande, welches das intellektuelle Eigentum (das sich zu über 90 Prozent in den reichen Ländern findet) weltweit schützt (TRIPs), dadurch aber zu einer Verteuerung der Produkte und einer zusätzlichen Reichtumsverlagerung vom Süden in den Norden führt.

Intitulée «Blanc, Blanc foncé, Noir clair, Noir», l'oeuvre de l'artiste fribourgeois Olivier Suter a été réalisée dans le cadre du 850ème anniversaire de la ville de Fribourg. Exposée durant le mois de mai à la Place Georges Python, elle présente des portraits en pied de 24 élèves des cycles d'orientation de la ville.

Wiedergutmachung

Da durch den Handel viel mehr Geld den Kontinent verlässt, als durch Hilfe hineinfließt, ist es nicht verwunderlich, dass weite Teile Afrikas immer ärmer werden. Die Segnungen der Zivilisation, welche Europa dem Kontinent hatte bringen wollen, haben dort grosse Verheerung angerichtet. Die UNO-Konferenz gegen Rassismus, die im Jahre 2001 in Südafrika stattgefunden hat, erklärte Sklavenhandel und Imperialismus zum Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Das Aktionsprogramm fordert die Staatengemeinschaft auf, Mittel und Wege zu finden, um das vergangene Unrecht wieder gut zu machen und das Los der afrikanischen Bevölkerung zu verbessern. Der stetige Rückgang der Entwicklungshilfe (beziehungsweise ihre Instrumentalisierung im Kampf gegen den Terrorismus) und das Scheitern der Dauha-Runde, die eine Entwicklungsrunde hätte werden sollen, zeigen, dass Afrika immer noch auf die Einlösung dieses Versprechens wartet. ■



L'Afrique, continent de l'avenir

Depuis quelques années, nombre de pays africains posent des jalons solides en vue d'un avenir meilleur. Mais si la croissance économique est à la hausse, ce continent à la jeunesse éclatante devra encore patienter, le temps d'une génération et avec beaucoup de persévérance, avant d'accéder à un niveau de vie européen moyen. C'est l'avis du Prof. Jean-Jacques Friboulet, économiste passionné d'Afrique.

dossier

par Christine Carrard

universitas : En 2006, la croissance économique de l'Afrique s'est élevée en moyenne à 5,5%, un taux qui n'avait plus été atteint depuis les années 1970. Malgré ce constat réjouissant, la très grande majorité des 53 pays africains ne franchira pas le seuil de pauvreté ces 15 prochaines années. Est-ce que ce conti-

nent est condamné à rester l'enfant pauvre de la planète ?

Jean-Jacques Friboulet : Tout d'abord, il faut bien comprendre que l'Afrique est très diverse. Au niveau économique, des pays de l'Afrique australe tels que la Namibie, le Botswana ou l'Afrique du Sud sont certes encore pauvres, mais ils possèdent déjà une ►



industrie, tout comme certains pays du Maghreb, à l'instar de la Tunisie. C'est surtout l'Afrique subsaharienne qui doit faire face à une très grande pauvreté. Mais nous avons souvent une vision totalement fautive de la situation actuelle.

Si le continent africain traverse une crise énorme depuis ces vingt dernières années, c'est qu'il doit faire face à trois problématiques très lourdes de conséquences. Premièrement, les économies africaines, encore peu flexibles car très spécialisées, ont eu de grandes difficultés à s'adapter aux différents chocs pétroliers. Deuxièmement, la pression démographique est très forte : la population croît de 3% par an alors que la croissance économique n'a pratiquement jamais dépassé ce seuil. Cette situation est un peu comparable à la révolution démographique et au paupérisme qu'a vécus l'Europe au 19^{ème} siècle. Troisièmement, la question de l'endettement est primordiale : pour résoudre à court terme leurs problèmes, les Africains sont tombés dans le piège de la dette. A partir des années 1990, ils ont ainsi consacré une grande partie de leurs ressources déjà faibles à payer la dette, avec pour conséquence l'effondrement des dépenses sociales et l'effondrement des investissements et de la croissance. Dans cette perspective, l'année 2000 représente une date charnière car les institutions internationales ont opté pour une nouvelle stratégie et annulé totalement ou partiellement la dette d'une trentaine de pays africains. Ces derniers doivent en contrepartie investir leurs ressources dans des plans de lutte stratégique contre la pauvreté.

Malgré la nouvelle stratégie dont vous parlez, les problèmes économiques en Afrique n'ont-ils pas tendance à se montrer récurrents ?

Au contraire, on enregistre des succès ! Les progrès sont indiscutables dans les domaines de la santé et de l'éducation, dans l'effectivité des droits civils et politiques, dans la stabilité des pays. Mais les gros problèmes sont la mise sur pied de stratégies à long terme et l'amélioration de la gouvernance. Ainsi il ne suffit pas de construire des écoles, il faut également former des instituteurs, mettre en place un système d'évaluation, etc. Il s'agit également d'investir davantage dans le domaine de l'agriculture et la formation des paysans afin de permettre aux pays de l'Afrique subsaharienne, dont près des deux-tiers de la population dépendent de ce secteur, d'augmenter les revenus agricoles et d'être capables de faire face à la concurrence internationale pour les cultures d'exportation, ce qui jusqu'à présent a partiellement échoué. Pour des produits comme le coton, il faudrait aussi que les pays du Nord suppriment leurs subventions.

Les Africains devront également faire émerger leur industrie en dépassant leurs problèmes d'infrastructures et de corruption. Mais la volonté de s'en sortir est assez extraordinaire en Afrique : les initiatives au niveau microéconomique sont très nombreuses, que ce soit en termes de structuration de l'économie informelle, de coopération agricole, de microfinance ou d'alphabétisation. Le rôle des femmes dans cette évolution est très important : dans certains parlements africains, elles sont d'ailleurs plus nombreuses qu'en France ou en Suisse...

Au chapitre du développement et de la croissance, la Chine, toujours plus présente en Afrique depuis quelques années, joue-t-elle un rôle positif ?

Il est vrai que les Chinois sont très présents en Afrique centrale et au Maghreb, avec l'avantage de ne pas porter sur leurs épaules un passé de colonisateurs. Ils ont besoin de matières premières et n'investissent évidemment pas à fonds perdus en Afrique. En termes d'infrastructures, ils sont beaucoup moins chers que leurs concurrents occidentaux et donc très intéressants pour les Africains. L'enjeu à terme est de savoir si les Africains pourront réellement tirer profit de ces nouvelles technologies ou si les Chinois se contenteront d'exporter leurs propres marchandises. Pour l'heure, nous n'avons pas encore assez de recul pour tirer un bilan intermédiaire.

Le gouffre entre les riches et les pauvres ne cesse de s'agrandir en Afrique, empêchant le développement d'une classe moyenne servant de base à une économie saine. Est-ce que la nouvelle génération, mieux formée, sera en mesure de rétablir la structure sociale ?

C'est en fait l'un des défis principaux que devra relever l'Afrique. Les pays du Nord ont une politique d'immigration qui vise à n'attirer que les meilleurs éléments. Or, ces derniers sont justement les personnes qui forment la classe moyenne supérieure en Afrique. Je trouve qu'il faut être très prudent dans cette politique sélective car elle a des conséquences directes pour la société africaine. A titre d'exemple, le Cameroun souffre actuellement d'une pénurie de médecins, la majorité d'entre eux ayant choisi de partir à l'étranger. L'enjeu est considérable car il s'agit ni plus ni moins de réussir à développer une classe moyenne supérieure capable d'animer le système de formation et les entreprises privées, de faire des recherches adaptées au continent et de rendre fonctionnelle l'administration.

Dans le cadre de l'Institut d'éthique et des droits de l'homme, le Prof. Jean-Jacques Friboulet s'est régulièrement rendu en Afrique, en particulier au Burkina Faso, pour collaborer à des projets importants concernant le droit à l'éducation.



Jean-Jacques Friboulet est professeur au Département d'économie politique.
jean-jacques.friboulet@unifr.ch

Les «forces vives» de l'Afrique immigreront dans des proportions importantes, mais dans un même temps elles rapportent quelque 17 milliards d'euros au continent, soit davantage que l'aide au développement attribuée par les pays extérieurs. Comment sortir de cette spirale ?

Vous évoquez ici une autre immigration que celle de la classe moyenne supérieure qui, elle, n'envisage pas forcément de retourner au pays. L'immense majorité du flux en provenance de l'Afrique est aujourd'hui constituée d'immigrés pauvres qui envoient de l'argent à leur famille. Cette dernière les a en effet soutenus en rendant possible leur départ. Le remboursement du service rendu est donc une obligation morale. Par ailleurs, les travailleurs de base ont la plupart du temps laissé femme et enfants au pays, et comptent bien y rentrer un jour. Au Mali par exemple, vous avez des régions entières qui vivent grâce aux transferts en provenance de l'Europe. Des initiatives sont prises pour l'investissement de cet argent dans la production, mais pour l'instant il sert davantage à la consommation et à l'éducation des personnes restées sur place.

Dans certains pays d'Afrique, la jeunesse constitue plus de 40% de la population. Ne s'agit-il pas là d'une bombe à retardement puisque les pays en question ne sont pas encore en mesure d'offrir de réelles perspectives d'avenir à cette jeunesse ?

Personnellement, je pense que c'est à cause de cette problématique que les stratégies d'éducation et de développement de ces pays s'avèrent tout à fait essentielles. L'avenir de ces jeunes est en Afrique et non pas dans l'émigration. Même si la pression démographique sur le continent reste très importante et si bon nombre d'Africains sont susceptibles de remplacer à partir de 2015 les travailleurs de l'Est en Europe, il faut mettre sur pied une politique éducative et de développement très pragmatique adaptée à la situation du continent africain. Dans un premier temps, l'essentiel des besoins est dans les métiers de l'agriculture, de l'artisanat, de la petite industrie ou des services qui ne sont pas high tech. Il s'agit donc d'instaurer la formation de base pour tous. Il est évident qu'une génération va devoir travailler sans bénéficier d'un accroissement substantiel de son niveau de vie. Mais sans crise mondiale majeure, beaucoup de pays africains pourront atteindre, d'ici une génération, le niveau moyen européen, à l'exemple de la Chine.

Je pense sincèrement que le bas de la courbe est passé : tout dépend maintenant des politiques qui seront suivies, des moyens qui seront mis en œuvre. L'Afrique est un continent qui possède une énergie étonnante ainsi que de nombreux atouts dans les domaines spirituels et culturels. Elle a beaucoup à nous apprendre. ■

Ein Kontinent auf vielversprechenden Pfaden

Prof. Jean-Jacques Friboulet führt die wirtschaftlichen Probleme Afrikas der letzten 20 Jahre auf diverse Ursachen zurück: Die afrikanischen Wirtschaftssysteme taten sich wegen mangelnder Flexibilität und zu grosser Spezialisierung schwer, die Ölkrisen abzufedern. Das Bevölkerungswachstum von 3% pro Jahr und die Verschuldung vieler Staaten stellen ebenfalls gewaltige Bürden dar. Was vielerorts fehlt, sind langfristige Strategien. Der schwarze Kontinent kann aber auch auf beachtliche Fortschritte zurückblicken, etwa in den Bereichen Gesundheit und Bildung und bei der Wirkung ziviler und politischer Rechte. Nicht unproblematisch ist die Einwanderungspolitik vieler Industrienationen, die sich auf gut ausgebildete Fachkräfte ausrichtet, bzw. die mittlere und obere Schicht in Afrika. Mit direkten Konsequenzen für die Gesellschaft: So leidet etwa Kamerun wegen der Auswanderung an einem akuten Ärztemangel.

Jean-Jacques Friboulet zeigt sich zuversichtlich, was die Zukunft Afrikas angeht. Ohne grössere Weltwirtschaftskrise könnte es der nächsten Generation in zahlreichen afrikanischen Staaten gelingen, das wirtschaftliche Niveau Europas zu erreichen, so seine Prognose.

Wirtschaft und Fortschritte in Afrika?

Die Armut in Afrika steht einer echten Entfaltung der Bevölkerung im Weg. Sie ist nicht monokausal, sondern hat viele Gründe, die sich nicht auf einen einzigen Nenner bringen lassen.

Schon das Konzept Armut ist vielfältig, denn es bezieht sich nicht nur auf das Materielle, sondern betrifft zuerst das Menschsein des Menschen in seiner kulturellen, geistig-geistlichen Dimension. Die Armut, die sich im wirtschaftlichen Bereich breit macht, ist zunächst im Zusammenhang mit den heute unübersehbaren ungerechten Strukturen zu sehen, die Schwarzafrika gewaltsam unterdrücken und es abhängig vom Ausland machen. Die Einheimischen sind zwar mitverantwortlich für das Elend ihres Kontinents, wohl aber sind die Industrieländer des Westens keineswegs unschuldig am chaotischen Zustand Afrikas. Da ist etwa der ganze Bereich der westlichen Politik zu erwähnen: Die Länder Europas und Nordamerikas zeigen sich sehr aktiv in der Gestaltung des politischen Lebens in Schwarzafrika südlich der Sahara, wobei es meistens weniger um das Interesse der Afrikaner selbst geht.

Unter dem Deckmantel der Hilfe wird Afrika eher ausgenutzt und ausgebeutet. Denn wie kann man sich sonst etwa die Tatsache erklären, dass Diktatoren oder korrupte Politiker durch den Westen an die Macht gebracht und unterstützt werden, solange sie sich nach der amerikanisch-europäischen Politik richten? Politik ist hier klar mit wirtschaftlichen Interessen gekoppelt.

Andererseits aber, selbst wenn es je gelingen sollte, gerechte und menschenwürdige Strukturen zu schaffen, können jene Prinzipien für Afrika nicht wirksam sein, die ohne Rücksicht auf die schwarzafrikanische Kultur konzipiert wurden. Es wird beispielsweise nicht viel nützen, den Afrikanern die Good Governance oder die Demokratie beizubringen, solange man nicht die kulturellen Wurzeln freilegt, die das Wirtschaftdenken des Afrikaners letztlich bestimmen.

Das Konzept des Privateigentums etwa, das so wichtig für die Investition im Westen ist, muss in Afrika im Rahmen der gemeinschaftlichen Solidarität gesehen werden. Dann wird die viel kritisierte Korruption oder die Vetternwirtschaft in Afrika anders beurteilt werden müssen. Der moderne Staat ist nicht unbedingt anders zu verstehen als die traditionelle Gemeinschaft mit allem, was sie impliziert. Erst von da aus ist es möglich, manches Verhalten der Staatsmänner in Schwarzafrika zu begreifen. Kurzum: Eine Wirtschaft, die Afrika zugute kommen will, darf die «Kernkultur» der Menschen dort nicht ignorieren, sondern muss sie sowohl bezüglich ihrer negativen als auch positiven Elemente genauer analysieren.

Bénézet Bujo

Politiques monétaires africaines : des choix problématiques

Maîtriser l'inflation pour éviter une grave crise financière alors que les banques centrales ne sont pas indépendantes, que la discipline budgétaire fait défaut et que les systèmes financiers restent fragiles : le défi à relever pour la plupart des pays africains en matière de politique monétaire est complexe.

par Sergio Rossi

dossier

Der Kampf gegen die Inflation

Um erfolgreich gegen die Inflation vorzugehen, müssen diverse Voraussetzungen erfüllt sein: Etwa die Unabhängigkeit der Zentralbank, Budgetdisziplin, flexible Wechselkurse und ein solides, leistungsfähiges Finanzsystem. In vielen afrikanischen Ländern sind die Zentralbanken jedoch nach wie vor – teilweise per Gesetz – dazu verpflichtet, durch die Budgetpolitik der Regierung verursachte Defizite auszugleichen, was wiederum eine von der Regierung unabhängige Geldpolitik verunmöglicht. Oft werden den Zentralbanken auch zu viele Aufgaben aufgebürdet. Bezüglich Transparenz und Verantwortlichkeit der Zentralbanken – zwei weitere Schlüsselemente für eine erfolgreiche Inflationsbekämpfung – ist es laut Sergio Rossi, Professor am Departement für Volkswirtschaft, in Afrika vielerorts noch schlecht bestellt.

Les choix et la mise en œuvre de la politique monétaire en Afrique sont parmi les problèmes les plus urgents et les plus complexes à résoudre dans le domaine des politiques publiques. Au vu de l'ouverture de certains pays africains – en particulier de l'Afrique du Nord – aux mouvements de capitaux, ces pays sont de plus en plus exposés au risque d'une crise financière, avec toutes les conséquences macroéconomiques que cela comporte pour les activités de production et de consommation de la population résidente. Pour nombre de ces pays, la maîtrise de l'évolution (à la hausse) des prix est l'un des objectifs principaux – quand il n'en est pas le plus important – de leur politique monétaire. Or la politique monétaire des pays d'Afrique ne semble pas encore avoir une stratégie claire et bien établie à cet égard. En effet, l'adoption d'une cible d'inflation explicite n'est à présent pas souhaitable dans ces pays, étant donné que ni les conditions macroéconomiques, ni les prérequis institutionnels n'existent pour que cette cible ait des chances d'être atteinte à moyen terme.

Contre l'inflation

Le ciblage d'un taux d'inflation explicite constitue une stratégie de politique monétaire dont l'objectif fondamental est d'assurer que la hausse du niveau des prix mesurée de manière appropriée se fasse au taux visé et annoncé par avance au public, afin d'en influencer les anticipations et juguler ainsi l'augmentation trop forte des prix. Cette stratégie vise un horizon de moyen-long terme, de manière à permettre une certaine flexibilité à la politique monétaire et ainsi d'aider le système économique à atteindre d'autres objectifs, par exemple lors d'une période de déflation ou de forte volatilité du

taux de change de la monnaie nationale.

Il existe un certain nombre de prérequis cruciaux pour le succès de la stratégie de ciblage d'inflation, notamment l'indépendance de la banque centrale, la discipline budgétaire, la flexibilité du taux de change, ainsi qu'un système financier solide et performant. En fait, la plupart de ces conditions sont nécessaires pour le bon fonctionnement de n'importe quelle politique monétaire. Or, dans leur ensemble, ces conditions ne sont pas assurées dans les pays d'Afrique, même si quelques-unes d'entre elles se réalisent graduellement en ce début de XXI^e siècle : dans ce contexte, on peut citer notamment l'indépendance des banques centrales, un processus long et difficile étant donné les enjeux politiques et les liens personnels entre les gouverneurs des banques centrales et les gouvernements nationaux.

Des banques centrales très dépendantes

Dans bien des pays africains, la banque centrale est soumise à une dépendance budgétaire, c'est-à-dire qu'elle est appelée (voire obligée par la loi) à financer les déficits de la politique budgétaire du gouvernement national. Par ailleurs, le système financier dans ces pays reste très souvent fragile et dépourvu d'une véritable surveillance par les autorités locales. La multiplicité des objectifs attribués aux banques centrales des pays d'Afrique constitue un autre facteur affectant négativement les chances qu'une stratégie de ciblage d'inflation réussisse. Cette multiplicité d'objectifs laisse peu de place à la banque centrale pour mener une politique monétaire indépendante du gouvernement, qui peut l'obliger à utiliser l'un des instruments de politique monétaire (comme le taux d'inté-

Sergio Rossi est professeur associé au Département d'économie politique. sergio.rossi@unifr.ch
www.unifr.ch/mapom

rêt) afin d'atteindre plusieurs objectifs à la fois – ce qui constitue, de manière générale, une vue de l'esprit.

En ce qui concerne la transparence et la responsabilité des banques centrales – deux autres clés pour assurer le succès d'une stratégie de ciblage d'inflation –, les autorités monétaires des pays africains sont encore bien loin de remplir ces prérequis institutionnels. Dans des pays comme le Maroc et la Tunisie, la banque centrale n'est responsable que devant le gouvernement. Ce dernier est propriétaire de la banque centrale et peut juridiquement utiliser celle-ci pour réaliser ses propres objectifs. Cela signifie, entre autres, que le gouvernement garde le pouvoir de nomination (et de licenciement) des gouverneurs de la banque centrale, et qu'il filtre l'information que la banque centrale transmet au public. Une information qui généralement se limite à un commentaire plus ou moins succinct de l'évolution des principales variables nominales (masse monétaire, taux d'intérêt, niveau des prix et des taux de change). La banque centrale n'est encore aucunement responsable devant le peuple, par le truchement du Parlement, comme cela est le cas dans les pays avancés – au sein desquels l'autorité monétaire est appelée à publier régulièrement des rapports détaillés informant le public des résultats et des perspectives de la lutte contre l'inflation. Qui plus est, dans les pays africains, aucune norme pour mesurer la performance des banques centrales dans l'atteinte des objectifs de la politique monétaire n'existe à ce jour de manière explicite. Aussi, ces banques centrales ne sont-elles pas tenues d'expliquer au public les raisons du manquement de leurs objectifs.



Assurer la bonne gouvernance

Les pays d'Afrique ont donc encore beaucoup à faire pour assurer les conditions d'ordre institutionnel afin que la politique monétaire menée par leurs banques centrales puisse être en mesure de maîtriser la hausse du niveau général des prix dans un contexte d'indépendance, de transparence et de responsabilité des autorités monétaires nationales. Pour y arriver, il faudra mettre en place et assurer un processus de bonne gouvernance, de manière à garantir la discipline budgétaire du secteur public ainsi que la solidité du système financier. Cet enjeu est de taille, d'autant plus que les décideurs actuels de la politique monétaire dans les pays africains ne semblent pas avoir les incitations nécessaires pour être amenés à changer les règles du jeu, au vu notamment de leurs propres intérêts et possibilités politiques. À l'heure actuelle, tant les coûts de ce changement institutionnel que les incertitudes liées à la transition à une stratégie de ciblage d'inflation rendent très peu probable un tel changement de régime monétaire, sauf si un choc macroéconomique majeur se produit dans un futur proche. Cela n'est d'ailleurs pas exclu, étant donné que bien des pays d'Afrique envisagent de libéraliser davantage leurs transactions financières avec le reste du monde. ■

Leurres ou lueurs des relations sino-africaines ?

Si elles ne datent pas d'aujourd'hui, les nouvelles relations sino-africaines entamées depuis le début des années 90 sont diversement appréciées. Pour certains, elles constituent un moteur, pour d'autres un frein au développement de l'Afrique. Leurres ou lueurs, une réflexion sur la politique internationale.

par Landasa Sandala

dossier

Sonnen- und Schattenseiten

Die relativ neuen Handelsbeziehungen zwischen China und Afrika scheiden laut dem Philosophen Landasa Sandala die Geister: Für die einen ist es ein Motor hin zu einer wirtschaftlich besseren Zukunft, für die anderen ein Bremsklotz. China wird oft vorgeworfen, seine wahren Motive bei diesem Engagement zu kaschieren: den Appetit auf die afrikanischen Rohstoffe, das Interesse an neuen Absatzkanälen und neokolonialistische Ambitionen. Nicht selten ertönen diese kritischen Stimmen aus westlichen Staaten, die ihrerseits auf eine wenig rühmliche Rolle in Afrika zurückblicken können. Im Gegensatz zu europäischen Staaten sind die Handelsbeziehungen mit China nicht vorbelastet und horizontal angelegt, quasi Süd-Süd-Kooperationen. Neu ist auch das Prinzip der Nicht-Einmischung in die Innenpolitik des Handelspartners.

En quelques années, la Chine est devenue le 3^{ème} exportateur et importateur mondial, le troisième partenaire commercial de l'Afrique, après les Etats-Unis et la France, et le premier fournisseur du continent en 2005. Le commerce a plus que décuplé et les investissements directs chinois se sont multipliés. Cette irruption d'un nouveau compétiteur dans le marigot africain est vue d'un mauvais œil par les bailleurs de fonds traditionnels.

Le péril jaune et rouge

La Chine est accusée de cacher ses motivations profondes dans ses relations avec l'Afrique : l'assouvissement de ses appétits en ressources naturelles, l'alimentation de sa formidable croissance économique, l'acquisition de nouveaux débouchés, sans oublier un esprit néocolonialiste créant une économie de rente paupérisante. Ses détracteurs lui imputent aussi la fragilisation du tissu industriel africain encore balbutiant, le bouleversement des circuits commerciaux, la concurrence déloyale, la contrefaçon et l'aggravation de la dette des pays africains. Le soutien à des régimes infréquentables tel que celui de Karthoum, la corruption effrénée pour décrocher des permis pétroliers et la sape du travail des institutions financières internationales favorables à la bonne gouvernance prouvent que les avantages à court terme des relations sino-africaines seront nuisibles à moyen et long terme, empêchant par là le décollage économique et le développement durable. Quelle place donner à toutes ces accusations ?

Des Occidentaux peu cohérents

L'investissement de la Chine révèle de nouvelles logiques de commerce et de coopération «Sud-Sud». Il s'agit d'un partenariat

privilegiant des relations égalitaires où tout le monde trouve son compte à la différence des politiques africaines des Occidentaux. La politique de non-ingérence dans les politiques intérieures des autres pays prône un nouveau modèle de partenariat basé sur l'inconditionnalité de l'aide au développement. La Chine double son aide en très peu de temps, octroie des prêts à des taux préférentiels et encourage l'annulation de certaines dettes. Cette nouveauté chinoise en matière de coopération bouscule les vieilles pratiques et favorise le développement des pays africains.

La critique fondamentale souvent formulée à l'endroit de la Chine concernant ses motivations et son soutien apporté aux «pays voyous» relève de la pure hypocrisie occidentale au sujet des relations sino-africaines. En effet, toute aide lie le bénéficiaire. Combien de fois n'a-t-on pas entendu dire que «la France n'a pas d'amis; elle n'a que des intérêts à défendre» ? L'Occident n'a cessé d'agiter le «péril jaune et rouge» pour écarter les Chinois de l'Afrique, la chasse gardée des Occidentaux. Mais que dire du passé occidental lui-même ! Il suffit de jeter un coup d'œil dans le rétroviseur de l'Histoire pour constater avec amertume que l'Occident n'est pas un modèle à suivre. Des régimes peu recommandables sont fréquentés par les mêmes grandes puissances qui veulent donner des leçons aux autres. Par ailleurs, les pays du Nord ne respectent pas leurs engagements pris en faveur de l'aide au développement de l'Afrique pour atteindre l'Objectif du Millénaire. Selon la dernière évaluation d'Oxfam, une organisation non-gouvernementale internationale britannique, le G8 connaît un retard de 30 milliards de dollars sur les promesses de 2005. Les Occidentaux n'ont en outre aucun scrupule

Landasa Sandala est doctorant au Département de philosophie.
landasa.sandala@unifr.ch

à entretenir de leur côté de bonnes relations économiques et commerciales avec cette même Chine non respectueuse des droits humains et démocratiques. Que la Chine, énormément sollicitée par l'Occident, lui-même peu impliqué en Afrique, s'intéresse à son tour au continent subsaharien, sorti ainsi de l'ombre et de son afro-pessimisme, est une chance à saisir pour l'Afrique.

Une balance d'intérêts complexe

Les enjeux des relations sino-africaines se caractérisent par leur complexité. Toute solution de facilité doit être écartée. Les avantages et les inconvénients d'un tel partenariat sont entremêlés. Au lieu d'agiter des peurs inutiles, laissons l'Afrique tenter sa propre expérience et se frayer son propre chemin. Cependant, les conditions de la réussite de cette coopération passe par le respect chez les dirigeants africains de l'appro-

che horizontale, populaire, consultative, démocratique, participative et sociale. Ils doivent promouvoir l'économie et le commerce au même titre que la démocratie et les libertés individuelles, tout en mettant l'accent sur l'éthique, l'intégrité, une véritable politique écologique, le co-développement caractérisé par le partage des richesses et la préoccupation sociale. Comme perspective d'avenir, il est à souhaiter que la montée en puissance de l'Inde puisse contrebalancer la tendance actuelle. Le type de coopération susceptible d'être proposée par l'Inde, à savoir une coopération plus équitable, pourrait renforcer la concurrence entre les deux grands asiatiques et être favorable au développement du continent africain. Dans ce cadre, il est impératif que la société civile africaine trouve le moyen de réagir face au défi chinois de manière à, d'une part, ne pas tout accepter et de l'autre, à ne pas tout rejeter. ■

Warum African und Postcolonial Studies?

Die Nord-Süd-Forschungspartnerschaft ist ein vielversprechender Ansatz, wie die Wissenschaft einen Beitrag zur Lösung der globalen Konflikte leisten kann. Der Kommunikationswissenschaftler Frank Wittmann plädiert dafür, dass afrikaspezifische und postkoloniale Fragestellungen wieder mehr Gewicht in den Geistes- und Wirtschaftswissenschaften erhalten.

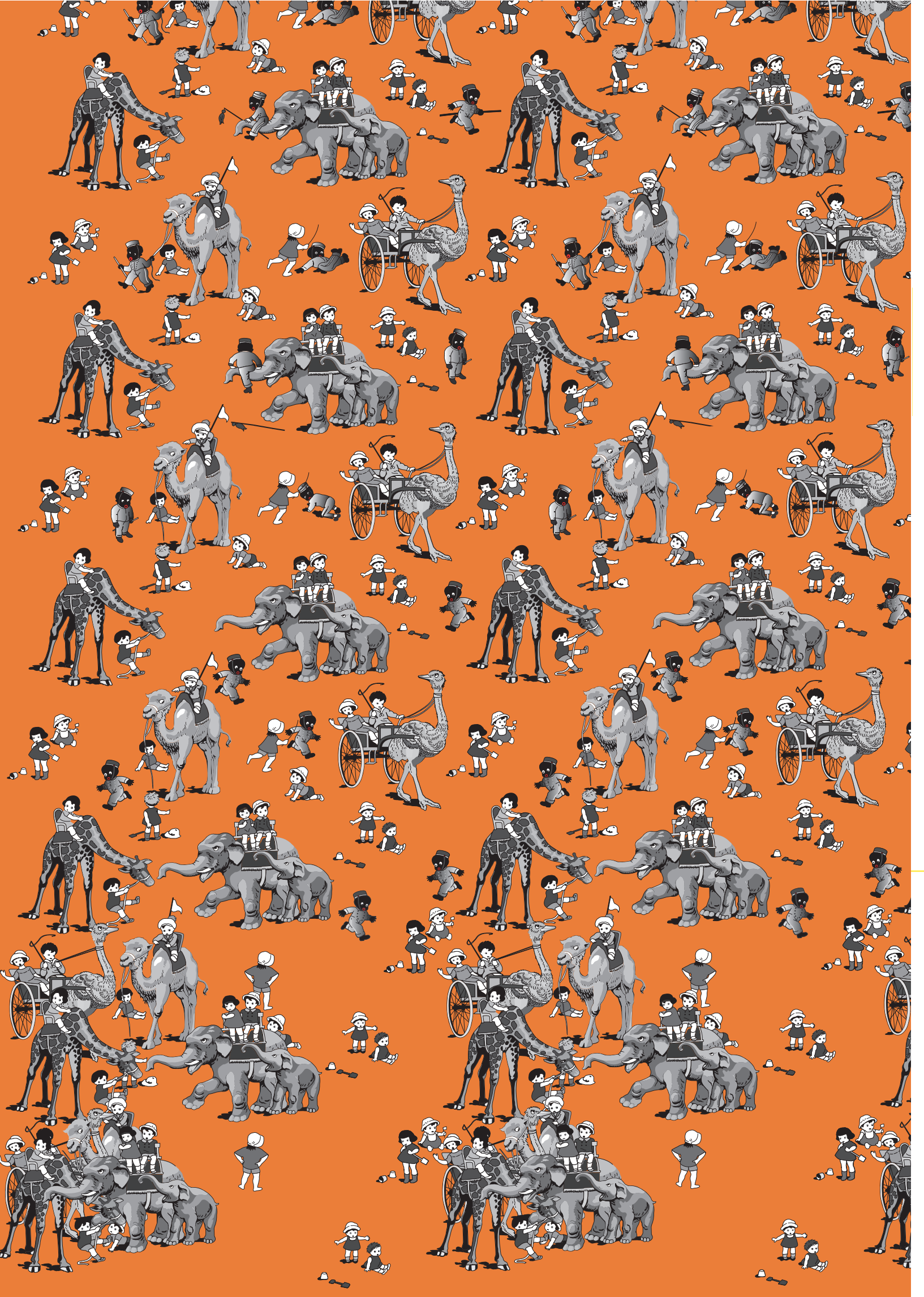
Mit grossen Hoffnungen begann vor mehr als zweihundert Jahren die Unabhängigkeitsbewegung: 1804 erkämpfte sich Haiti als erste schwarze Republik die Unabhängigkeit, weitere karibische, lateinamerikanische und asiatische Staaten folgten bis vor 50 Jahren mit Ghana auch der erste afrikanische Staat an der Reihe war. Heute steht aber zweifellos fest, dass mit Ausnahme einiger – insbesondere asiatischer Länder – die Dekolonialisierung insgesamt nicht erfolgreich verlaufen ist. Zwar hat die seit 1989 eingesetzte jüngste Welle der Globalisierung Auswirkungen auf das jeweils einzigartige politische, ökonomische und soziale Leben der Menschen in den postkolonialen Ländern. So kann sich beispielsweise jeder Besucher von der Modernisierung des urbanen Lebens in Afrikas Metropolen überzeugen. Aber die besonders in afrikanischen Ländern anzutreffenden Schattenseiten der Globalisierung lassen sich nicht als Einzelfälle abtun. Damit sind

Phänomene wie Betrug, Drogenhandel, Finanzbetrug, Geldwäscherei, Gewalt, Korruption, Menschenschlepperei, Privatisierung des Gewaltmonopols, Sextourismus und Waffenschmuggel angesprochen. Vielmehr scheint es, dass gewisse von Armut, Krisen und Staatszerfall betroffene Länder nicht in der Lage sind, die Anforderungen der Globalisierung zu erfüllen. In der Folge gelingt es nationalen und internationalen Gruppen, die Schwäche des Staats für illizite und kriminelle Machenschaften auszunützen, während der Mehrheit der Bevölkerung nichts anderes übrig bleibt als den Alltag mit informellen Überlebensstrategien zu bewältigen. Die erschütternden Zustände und die düsteren Zukunftsaussichten von vielen afrikanischen Ländern müsste die westliche Wissenschaft nicht weiter kümmern, wenn Phänomene wie Klimawandel, Migration oder Terrorismus nicht bereits heute zeigen würden, dass im Zeitalter der Globalisierung auch

okzidentale Existenzweisen und Lebensformen von manchen Entwicklungen in der postkolonialen Welt bedroht sind. Aus dieser Perspektive scheint es heute höchste Zeit, dass die Geistes-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften wieder vermehrt afrikawissenschaftliche und postkoloniale Fragestellungen auf die Agenda setzen.

Frank Wittmann

*Frank Wittmann arbeitete bis 2005 als Diplomasistent am Institut für Medien- und Kommunikationswissenschaft. Im Rahmen seiner Doktorarbeit über Medienkultur forschte er ein Jahr lang in Senegal. Heute arbeitet er als Kommunikationsspezialist bei der UNO in Haiti.
frank.wittmann@unifr.ch*



Paradiesische Bilder oder die Hölle vor Augen?

Satelliten und modernste Glasfaserkabel bringen im Westen produzierte Fernsehbilder in entlegendste Winkel des afrikanischen Kontinents. Mit welchen Vorstellungen vom Norden kommen afrikanische Migranten in die Schweiz und welchen Einfluss haben dabei die Medien, allen voran das Fernsehen? Eine Lizenzatsarbeit rückt diese Fragen ins Zentrum.

von Fiona Häusler

dossier

Bereits in den 1970-er Jahren beschäftigte sich der Medienwissenschaftler George Gerbner mit der Frage nach dem Einfluss des US-Fernsehens auf die Vorstellungen der (sozialen) Realität. Eine Lizenzatsarbeit am Departement für Gesellschaftswissenschaften stellte diese Fragen für Afrika: Liefert das Fernsehen verführerisch schöne Bilder der westlichen Welt und lockt – Hollywood sei dank – jährlich zehntausende von Afrikanern aus dem Gebiet südlich der Sahara nach Europa? Oder blenden jene Afrikaner, die wieder heimkehren, die Schattenseiten des Lebens im Westen aus und sorgen so dafür, dass die Auswanderungsströme nicht abbrechen? Oder wissen die Asylsuchenden dank dem medialen Input sehr wohl, was sie hier erwartet?

Eine quantitative Befragung von westafrikanischen Asylsuchenden in Durchgangszentren in den Kantonen Freiburg und Bern hat den Medienzugang im Heimatland ermittelt, ihre Kontakte mit bereits Ausgewanderten oder Zurückgekehrten auszuloten versucht und analysiert, wie stark die Ankömmlinge von der hiesigen Realität überrascht waren.

Seit einigen Jahren findet in der westafrikanischen Region eine kleine «Medienrevolution» statt: Die Medien werden demokratischer und freier, trotzdem beschränkt sich der Zugang oft auf die urbanen Räume und ist häufig nur sozialen Ober- und Mittelschichten vorbehalten. Diesen Zustand illustrieren auch die Medienkennzahlen der Weltbank: Südlich der Sahara gab es 2004 in weniger als jedem fünften Haushalt ein Fernsehgerät. Zunehmender Beliebtheit erfreut sich das Internet, doch bleiben die effektiven Internetnutzer mit 2% der Gesamtbevölkerung gering.

Privilegierter Medienzugang

Werden diese Zahlen zur Verbreitung mit den Medienerfahrungen der befragten Westafrikaner verglichen, zeigt sich ein überraschendes Bild. Der grösste Teil der Befragten hatte im Herkunftsland einen TV-Apparat zu Hause, rund die Hälfte hatte zudem Zugang zu Satellitenfernsehen, welches Kanäle aus entfernten Regionen, z.B. aus Frankreich, empfängt und somit das oft beschränkte nationale Angebot bereichert. Die vorwiegend sehr jungen Afrikaner verbrachten ähnlich viel Zeit vor dem Fernsehbildschirm wie ein Durchschnittsschweizer, also gut zwei Stunden täglich. Das Internet war bei vielen ebenfalls sehr beliebt, doch wird dieses Medium nur von rund der Hälfte der Befragten genutzt, was deutlich unter dem Schweizer Mittel dieser Altersgruppe liegt.

Die Antworten auf Fragen zu persönlichen Kontakten konnten bestätigen, dass ein Grossteil der Asylsuchenden aus Afrika bereits nach Europa oder Nordamerika emigrierte Personen kannte, nicht unbedingt aber über alle Aspekte des dortigen Lebens aufgeklärt war. «Alles und nichts» habe sie von ausgewanderten Landsleuten erfahren, schrieb eine junge Frau aus der Côte d'Ivoire auf den Fragebogen. Frauen waren nur wenige in den Zentren anzutreffen – Männer sind klar in der Überzahl, wenn es darum geht, den Weg nach Europa anzutreten.

Solide Informationsbasis

Die Analyse der erhobenen Daten ergab, dass das Fernsehen, insbesondere die Satellitenprogramme, zu einer geringeren Überraschung bei der Ankunft der Asylsuchenden beitragen: Sie sind über die konsumierten Programme sozusagen mit dem Westen vertraut gemacht worden: Hiesige Mentalitäten, das europäische Klein-

◀ Le Fribourgeois Jean-Damien Fleury est un artiste visuel engagé qui se préoccupe des réalités sociales et politiques. Depuis 2004, il inscrit ses réflexions sur le Sud derrière le label «Charlatan». (www.charlatan.ch) Dans la série d'illustrations présentées dans *universitas*, Jean-Damien Fleury réinterprète le scénario imprimé sur des tissus datant des années 1920. Une scène typiquement coloniale se transforme en «rébellion»: cherchez l'erreur.

Pagne Les animaux (2006), création Jean-Damien Fleury, détail, interprétation d'après les motifs d'un tissu d'ameublement des années 1920; projet Textile by Charlatan 2006; © D&A PiranhaC.



Rêver d'Europe à travers le petit écran

Avec quelles images et quels rêves les migrants africains arrivent-ils sur le continent européen ? Quelle réalité leur a-t-il été transmise à travers les médias et correspond-elle à ce qu'ils découvrent par la suite ? Dans son travail de mémoire, Fiona Häusler a interrogé des requérants d'asile en provenance de l'Afrique de l'Ouest. Résultat assez surprenant : alors qu'en Afrique subsaharienne moins d'un ménage sur cinq possède une télévision, plus de la moitié des personnes interviewées dans le cadre de l'étude a eu en Afrique accès à une TV et des programmes via satellite. Toutes s'étaient donc déjà plus ou moins confrontées à la mentalité occidentale et aux difficultés à prévoir une fois sur place.

Die beschriebene Studie über westafrikanische Vorstellungen von Europa ist die Lizenzarbeit von Fiona Häusler. Sie arbeitet derzeit als Forschungsassistentin am Departement für Gesellschaftswissenschaften unter der Leitung von Prof. Joachim Trebbe für ein vom Bundesamt für Kommunikation subventioniertes Projekt zum Thema «Integrationspotential sprachregionaler Medien in der Schweiz».
fiona.haeusler@unifr.ch

familienmodell, die Rolle der Frau in der Gesellschaft oder der Individualismus und die prekären Lebensumstände für Asylsuchende erstaunten die «Vielseher» deutlich weniger als Personen, die wenig ferngesehen hatten. «Ça m'a choqué!» kommentierte ein Befragter, der wenig Medienkontakt gehabt hatte, den Rassismus gegenüber Afrikanern, den er in der Schweiz erfahren hatte. Andere wiederum – oft Personen mit hohem TV-Konsum – enervierten sich über die Fragen, ob sie denn einen Fernseher gehabt hätten und was sie in Europa überrascht hatte. Sie entgegneten, sie hätten doch nicht im Busch gelebt und gewusst, wie es hier sei.

Realistische Darstellungen

Die Daten zeigen, dass das Fernsehen durchaus einen Beitrag zur Aufklärung leistet, Schwierigkeiten und Mentalitätsunterschiede aufzuzeigen vermag und gewissen Illusionen sogar entgegenwirken kann. Dem Fernsehen wird möglicherweise zu Unrecht unterstellt, dass es nur Bilder einer Welt des Ruhmes, des Geldes und der unbeschränkten Möglichkeiten ausstrahlt. Diese einseitige Perspektive vermittelt höchstens eine sehr reduzierte, staatliche Fernsehkette mit billigen Importprodukten. Hingegen hinterlässt eine grosse Programmvielheit und die Möglichkeit, Programme aus Europa zu empfangen, einen differenzierteren Eindruck beim Fernsehpublikum. Man kann sogar behaupten, dass die Integration ins

Zielland bereits im Herkunftsland beginnt und der Konsum von westlichen TV-Programmen für die Vertrautheit mit den Sitten und Normen der Migrationsdestination förderlich ist.

Wichtig scheint aber, dass afrikanische Medienschafter vermehrt die Gelegenheit erhalten, einen Augenschein in Europa zu nehmen und ohne die Vorselektion globaler Nachrichtenagenturen informieren zu können. Denn nur eine kulturspezifische Sicht ermöglicht es den Menschen, die Folgen einer eventuellen Migration einzuschätzen. Das Risiko, früher oder später wieder abgeschoben zu werden, beträgt in der Schweiz für Westafrikaner rund 95%. Es ist die Aufgabe der afrikanischen Medien, noch etwas mehr Klarheit über die zu erwartenden Lebensumstände und Perspektiven in Europa zu vermitteln. ■

S'exprimer : une valeur africaine ?

En Afrique, la liberté d'expression est une valeur fondamentale qui s'inscrit dans l'histoire et les traditions du continent. Reconnue dans la Charte de la Commission africaine des droits de l'homme et des peuples, elle ne doit toutefois pas servir à mauvais escient pour inciter ou excuser des crimes contre l'humanité.

dossier

par Ambroise Bulambo

Am Anfang war das Wort

Die Meinungsäußerungsfreiheit besitzt in Afrika einen hohen Stellenwert. Das in der Charta der afrikanischen Kommission für Menschen- und Völkerrechte anerkannte Recht gewährt jeder Person die Möglichkeit, Meinungen und Ideen alleine oder als Gruppe mitzuteilen, ohne irgendeine Diskriminierung. Laut dem Juristen Ambroise Bulambo ist die Meinungsäußerungsfreiheit in der afrikanischen Kultur seit Urzeiten tief verankert, die Wissensvermittlung vollzieht sich seit jeher eher mündlich.

Es können sich dabei durchaus Konflikte mit anderen Grundrechten ergeben. Dies ist insbesondere dann der Fall, wenn die Meinungsäußerungsfreiheit für Verbrechen gegen die Menschlichkeit oder zur Rechtfertigung solcher missbraucht wird. So hat der internationale Strafgerichtshof für Ruanda zwei Journalisten des «Radio des mille collines du Rwanda» wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit verurteilt, weil sie via Radio den Genozid zusätzlich angeheizt hatten.

«Palabrer» en Afrique – continent de la tradition orale – est une valeur profondément enracinée et répandue. Au sens juridique, ce terme, qui signifie «s'exprimer», est la faculté de toute personne, sans discrimination aucune, de chercher, de recevoir et de communiquer des opinions, des informations, des idées de toute sorte, en solo ou en groupe au sein d'une personne morale ou d'une réunion, oralement, par écrit ou par impression, sous forme artistique ou sous toute autre forme de communication, y compris à travers les frontières (article I, Déclaration de la Commission africaine des droits de l'homme et des peuples, ComADHP).

Le droit de déranger

Comme l'affirme la Cour européenne des droits de l'homme (CEDH), «la liberté d'expression ne vaut pas seulement pour les informations et idées accueillies avec faveur ou considérées comme inoffensives ou indifférentes, mais aussi pour celles qui heurtent, choquent ou inquiètent l'État ou une fraction quelconque de la population». En vertu de l'article 60 CADHP, la ComADHP peut s'inspirer de l'interprétation de la CEDH en tant que traité de droit international relatif aux droits de l'homme. Ceci nous amène à penser que confrontée à l'expression d'opinions ou d'idées choquantes, la ComADHP prendrait une décision similaire.

Sur le continent africain, le droit de s'exprimer est aujourd'hui reconnu comme un droit fondamental et inaliénable, un élément indispensable à la démocratie. Aucun individu ne doit faire l'objet d'une ingérence arbitraire à sa liberté, selon l'article II de la Déclaration des principes et les articles 9, 10 et 11 de la CADHP. Cette Charte, entrée en vigueur en 1986, lie aujourd'hui les 53 États africains. Mais la consécration de ce droit par la CADHP est-elle uni-

quement une imitation du système européen des droits de l'homme ?

En tenant compte du fait que les initiateurs de cette Charte étaient presque tous des anciens étudiants des universités européennes ou des collèges africains à tradition occidentale, la tentation est forte d'affirmer que la proclamation des garanties à la liberté d'expression dans la Charte africaine est une simple réédition de cette garantie dans la CEDH, signifiant une certaine manifestation du politiquement correct. Mais si l'on analyse plus en détail cette question – en prenant en compte la perspective culturelle des langues africaines, l'organisation politique, sociale et économique, l'histoire et les pensées philosophiques de l'Afrique –, on constate qu'il s'agit bel et bien d'une sorte de manifestation extérieure de l'authenticité africaine.

En effet, l'histoire générale de l'Afrique nous démontre que la liberté d'expression est largement ancrée dans la culture africaine, qu'elle a été protégée dans les différents royaumes et empires précoloniaux. Dans ces derniers, les traditions orales étaient profondément enracinées et répandues. Ainsi par exemple, les procédures des «palabres» et les jugements prononcés à l'issue de ces procédures, les lois qui y étaient appliquées ainsi que les messages qui étaient chantés étaient tous oraux. Quant aux «écoles initiatiques», l'enseignement se transmettait oralement. Les documents écrits et les cahiers servant à la prise des notes étaient inexistantes.

En plus de l'oralité, les oeuvres d'art diverses, «des cordes de la sagesse», les danses folkloriques, les instruments de musique comme les

tambours et les djembés constituaient d'excellents moyens d'expression.

Cette situation, qui a prévalu durant la période précoloniale, coloniale et post-coloniale, s'enrichit aujourd'hui du développement des nouvelles technologies de l'information et des médias en tous genres.

Une valeur fondamentale

Au vu des arguments cités, il apparaît évident que «s'exprimer» constitue une valeur fondamentale de l'Afrique sans laquelle le développement, l'épanouissement de l'individu, la résolution des problèmes de société, la transmission du savoir et de sa tradition, la conservation de cette dernière et la défense de la dignité humaine seraient difficiles, voire impossibles.

La fundamentalité de la liberté d'expression se confirme aujourd'hui dans son rôle de promotion d'une société démocratique moderne ani-

mée par un esprit de tolérance et de paix, dans laquelle l'homme épanouit et à la conscience politique est au centre. L'expérience de la Fondation Hironnelle de Lausanne, qui a installé la radio Okapi en République démocratique du Congo pendant la guerre de 1998 à 2002, est riche en enseignements. Grâce à cette radio humanitaire, les citoyens ont en effet pu s'exprimer et recevoir une information objective sur les candidats et leurs programmes, avant d'exercer leur droit de vote.

L'expression à double tranchant

Dans certains cas, l'exercice de la liberté d'expression peut être en conflit avec d'autres droits et libertés garantis par la Charte africaine des droits de l'homme. C'est le cas lorsque le titulaire de cette liberté en abuse, soit pour inciter à commettre des crimes contre l'humanité, soit pour nier ou minimiser d'une manière outrancière ou chercher à justifier de tels crimes. La

dossier

Das Projekt unter dem Titel «Weiss, Dunkelweiss, Hellschwarz, Schwarz» hat der Freiburger Künstler Olivier Suter im Rahmen der 850-Jahrfeier der Stadt Freiburg realisiert. Die Bildserie wurde im Mai auf dem Platz Georges Python gezeigt und besteht aus Ganzkörperportraits von 24 Schülerinnen und Schülern aus den Sekundarschulen der Stadt.



vulgarisation de telles opinions devrait être soustraite par l'article 27 par. 2 CADHP de la protection de l'article 9 CADHP. C'est à juste titre que deux journalistes de la radio des mille collines du Rwanda (RTL), un animateur du journal Ngangura du Rwanda et un membre du Conseil d'administration de la RTL ont été reconnus coupables, le 3 décembre 2003, par le Tribunal pénal international pour le Rwanda (TPIR), de génocide et de crime contre l'humanité pour avoir notamment incité directement et publiquement au génocide des Tutsi à travers leurs médias. En effet, la liberté d'expression doit s'exercer dans le respect du droit d'autrui, de la sécurité collective, de la morale et de l'intérêt commun.

Si la liberté d'expression est une valeur fondamentale très enracinée dans la culture africaine, le fait est que, si – comme ailleurs de par le monde – ses titulaires en abusent, elle représente alors une menace pour l'existence même

de la société démocratique. C'est pourquoi la Charte africaine des droits de l'homme et des peuples s'est dotée de l'article 27 par. 2 CADHP, en tant qu'instrument de justification des restrictions imposées aux individus dans l'exercice de leurs droits et libertés fondamentaux. Toutefois, il appartient à chaque Etat africain d'adopter des mesures adéquates pour prévenir et réprimer ces abus. ■

*Ambroise Bulambo est doctorant au
Département de droit public.
wanyenga@bluewin.ch*



Tendre la main au bourreau

Le Rwanda, pays aux mille collines, a vécu en 1994 un génocide qui a mené au massacre de près d'un million de personnes. Afin de rendre justice aux victimes, le pays recourt à la tradition ancestrale. Pour le Rwandais Innocent Consolateur, c'est au plus profond des valeurs traditionnelles, anéanties par des années de colonialisme, qu'il faut puiser pour trouver la force de se réconcilier.

dossier

par Christine Carrard

Dans son travail de mémoire, Innocent Consolateur analyse notamment les causes internes qui ont mené son pays au génocide des Tutsi en 1994. Lorsqu'au début du XX^{ème} siècle, les colonisateurs et les missionnaires ont foulé le sol rwandais, ils y ont rencontré une société organisée : Hutu, Tutsi et Twa, définis uniquement en tant que groupes sociaux et non en tant qu'ethnies, vivaient ensemble, partageant la même langue (le kinyarwanda), les mêmes valeurs, la même culture et le même Dieu. Pour mettre en place leur pouvoir, les Occidentaux ont alors fait *tabula rasa* de ces valeurs millénaires. En hiérarchisant et en manipulant tour à tour Tutsi et Hutu, ils ont créé au fil du temps des ethnies rivales. Dans ce système ségrégationniste, la mention ethnique fut inscrite dans les papiers d'identité et des quotas introduits dans tous les domaines de la vie. Cette évolution signifia le début d'une perte des racines, menant à la crise identitaire rwandaise. Pour Innocent Consolateur, c'est à cette origine que remontent très probablement les déchirures qui ont en partie conduit au génocide. Sur une population de huit millions d'habitants, quelque 800'000 personnes, selon les estimations de l'ONU, ont trouvé la mort en l'espace de trois mois.

Comment se réconcilier ?

Aujourd'hui, les Rwandais, qu'ils soient Hutu ou Tutsi, vivent à nouveau ensemble, prennent le même bus, fréquentent les mêmes écoles... Comment est-il possible de retrouver une telle normalité après des massacres auxquels la très grande majorité de la population a participé, de manière directe ou indirecte ? Si le Tribunal pénal international pour le Rwanda (TPIR) reconnaît le génocide et juge les criminels qui l'ont préparé, il n'aura puni qu'un certain nombre d'entre eux avant de refermer ses portes en 2008. Mais qu'en est-il du voisin qui s'est vu contraint à tuer sous peine d'être lui-même exécuté ? Qu'en est-il de celui qui a dénoncé, de cet autre qui a pillé ?

Dans son analyse des valeurs traditionnelles rwandaises, Innocent Consolateur évoque le système de gestion positive des conflits. Avant l'arrivée des colonisateurs, les Rwandais n'avaient en effet pas besoin de force policière pour résoudre leurs conflits et faire régner la paix et l'ordre public. Lorsqu'un meurtre ou un vol étaient commis, les habitants savaient que le coupable allait devoir en répondre, car ne pas collaborer équivalait à compromettre gravement toute la communauté. Dans ce cadre, la tradition avait ins-

Pagne Les danseurs (2006), création Jean-Damien Fleury, détail, interprétation d'après les motifs d'un tissu d'ameublement des années 1920; projet Textile by Charlatan 2006; © D&A PiranhaC.



Wunden heilen lassen

In seiner Lizenzarbeit untersucht Innocent Consolateur die Gründe für den Genozid im Jahre 1994 in Ruanda. Die westlichen Kolonialmächte unterteilten die Gesellschaft in Tutsis und Hutus und führten damit eine künstliche Hierarchisierung herbei, die eine eigentliche Identitätskrise in Ruanda zur Folge hatte, was letzten Endes einen Genozid und ungeheuerliches Leid auslöste: Innerhalb von drei Monaten musste fast ein Achtel der ruandischen Bevölkerung, bzw. rund über eine Million Personen, ihre Zuordnung mit dem Leben bezahlen. Heute versucht sich die ruandische Bevölkerung, fernab der einstigen Zuteilung in Tutsis und Hutus, wieder im friedlichen Zusammenleben. Der Moralthologe erläutert das System der positiven Konfliktbewältigung – eine auf Versöhnung und die Gemeinschaft ausgerichtete ruandische Tradition. Auch dem betont partizipativen Justizsystem und den in der ruandischen Gesellschaft tief verankerten traditionellen Werten kommt bei diesem Aussöhnungsprozess eine entscheidende Rolle zu.

tauré un espace vital communautaire où les membres se rassemblaient pour régler les affaires et trancher les litiges. Cette institution avait pour nom «gacaca» (phonétiquement gadtschatscha), à traduire par «gazon», «palabre dans le gazon» ou encore «juridictions traditionnelles». Concrètement, les sages du village écoutaient les parties prenantes réunies avant de trancher pour obtenir une réparation de la part du coupable et le pardon de la personne lésée. But de ce rituel juridique : mettre en avant la réconciliation plutôt que la punition afin de préserver et de renforcer la cohésion sociale sur le long terme et promouvoir une société humainement viable.

Une thérapie collective

Le droit traditionnel rwandais, symbolisé par la «gacaca», était fondé sur des valeurs telles que la protection de la vie, la justice, la vérité et la tolérance. Ainsi la quête de justice était commandée par une éthique de santé communautaire où les actes contraires à l'épanouissement et au développement de la vie étaient systématiquement condamnés. La solidarité constituait également une valeur essentielle : selon la conception africaine, une communauté tout entière pouvait mourir par une faute commise par l'un de ses membres. Pour renaître à la vie et retrouver l'équilibre et la cohésion, le remède devait être collectif. Toute la communauté était ainsi appelée à la solidarité, à s'entraider, à se responsabiliser, à développer un esprit commun d'auto-construction. La vérité était également primordiale puisqu'elle permettait à la communauté de se libérer. Au moment de la «gacaca», les antagonistes étaient ainsi appelés à dire la vérité – qui engageait tant les personnes qui la prononçaient que leurs familles et leurs clans –, faute de quoi la communauté tout entière deviendrait prisonnière du mensonge et de la maladie.

La vérité pour faire le deuil

Aujourd'hui, le Rwanda a adopté le système et les valeurs de la «gacaca» pour panser les blessures de l'après-génocide. «Les massacres

de 1994, qui dépassent l'entendement humain, nous obligent à replonger au cœur de nos racines», explique Innocent Consolateur. «Cette justice participative réhabilite les valeurs rwandaises. La priorité est axée sur la guérison de la mémoire collective de la violence subie par les victimes du génocide, pour en faire une mémoire exemplaire de ce qui ne devrait plus jamais arriver.» Soutenu par le gouvernement et après consultation de la population, la «gacaca» a donc été réactualisée.

Dans les villages et les villes, la population se réunit en assemblée en moyenne une fois par semaine. Accusés ou victimes, tout le monde a droit à la défense. Aucun langage juridique complexe n'est exigé. Durant la «gacaca», on reconstitue les faits : qui vivait sur cette colline, qui habitait dans ce village, qui a commis tel crime, qui a dénoncé tel voisin... ? Si un bourreau avoue sa participation au génocide et demande le pardon, sa peine peut être commuée et considérablement réduite. La personne inculpée peut également choisir de purger la moitié de sa peine en travaillant pour l'intérêt général plutôt que de rester derrière les barreaux : on opte alors pour une réhabilitation progressive de l'individu dans la société.

Bien évidemment, la «gacaca» constitue une épreuve souvent très douloureuse et certaines personnes n'y résistent pas. Tous les bourreaux ne sont pas prêts à avouer leurs crimes, et il faut alors entamer des procès difficiles. Pour Innocent Consolateur, «la 'gacaca' est pourtant la meilleure des solutions. On a besoin de la vérité pour enfin commencer le deuil. Retrouver un corps dans une fosse commune permet de l'enterrer dignement. S'il a été charrié par les eaux du fleuve, on peut jeter des fleurs dans l'eau... Cela soulage de reconnaître ses morts, c'est une obligation morale... Sinon on sera toujours malheureux, sans réelle possibilité de construire un avenir solide». ■

Innocent Consolateur termine actuellement son travail de mémoire au Département de théologie morale. consolateurin@yahoo.fr



Der afrikanische Brauch der weiblichen Genitalverstümmelung

Auch die Schweiz ist mit dem Phänomen der weiblichen Genitalverstümmelung konfrontiert. Der Lehrstuhl für Strafrecht und Rechtsphilosophie hat im Auftrag der Kinderschutzorganisation UNICEF ein Gutachten über die rechtliche Einordnung der Genitalverstümmelung verfasst.

von Anne Berkemeier

dossier

Schon im alten Ägypten und in anderen archaischen Kulturen über Afrika hinaus war der Brauch der weiblichen Genitalverstümmelung bekannt. Noch heute ist diese Tradition in Afrika am weitesten verbreitet (in 25 – 30 Staaten auf dem afrikanischen Kontinent). Gemäss Schätzungen von UNICEF werden jährlich drei Millionen Mädchen und Frauen verstümmelt. Weltweit sind ca. 130 Millionen Frauen und Mädchen beschnitten. Auch wenn diese Praxis nicht religiös fundiert ist, so liegen ihre Wurzeln doch tief in Gesellschaft und Kultur der praktizierenden Länder: Mädchen und Frauen können nur beschnitten verheiratet werden, unbeschnittene Mädchen und Frauen gelten als unrein. Obwohl viele Familien über die gesundheitlichen Folgen eines solchen Eingriffs Bescheid wissen, sind die Tradition und der damit verbundene soziale Druck in manchen Regionen so stark, dass Eltern die Beschneidung ihrer Töchter dennoch ausführen lassen.

Die WHO unterscheidet zwischen vier verschiedenen Typen der Genitalverstümmelung. Diese reichen von einem kleinen Einstich in die Klitoris des Mädchens bzw. der Frau über die Entfernung der Klitoris bis hin zur sogenannten Infibulatio, bei der neben der Klitoris auch die inneren und äusseren Schamlippen entfernt werden. Dann wird die verbleibende Haut bis auf ein kleines Loch in Grösse eines Strohhalmes zugenäht. Je nach Staat sind entweder die Exzision (z.B. im Tschad oder Kenia) oder die Infibulation (z.B. Mali oder Somalia) die vorherrschende Praxis.

Strafrecht auf dem Prüfstand

Aufgrund der Migration aus diesen afrikanischen Staaten nach Europa ist auch die Schweiz seit einigen Jahrzehnten zunehmend mit der Problematik der Genitalverstümmelung konfrontiert. Bedeutsam ist dabei insbesondere die Frage, wie die Praxis der Genitalverstümmelung rechtlich zu beurteilen ist.

Alle Formen der Genitalverstümmelung werden im Schweizerischen Recht als Körperverletzung angesehen. Ob im Einzelfall eine schwere (Art. 122 Strafgesetzbuch) oder eine leichte Körperverletzung (Art. 123 StGB) vorliegt, hängt von der Vorgehensweise und der Schwere der Verletzung im Einzelfall ab.

Nicht nur die die Genitalverstümmelung durchführende Person selber, sondern auch die Eltern oder andere verantwortliche Personen machen sich strafbar, sei es als Anstifter, Mittäter oder Gehilfen der Tat. Dass das Opfer (Mädchen bis 14 bzw. 16 Jahre) unter Umständen in die Vornahme einer Genitalverstümmelung eingewilligt hat, ist kein Rechtfertigungsgrund und schützt demnach nicht vor Strafe. Die Eltern können in keinem Fall für ein minderjähriges Mädchen rechtsgültig in eine Genitalverstümmelung einwilligen.

Auf politischem Parkett

Auch politisch schlug die Problematik um die weibliche Genitalverstümmelung Wellen. Maria Roth-Bernasconi reichte im März 2005 eine parlamentarische Initiative für das Verbot von weiblicher Genitalverstümmelung ein. Als Argumente dienten die erzieherische Wirkung einer solchen Norm, Erfolge einer solchen Bestimmung in anderen europäischen Staaten (allen voran Frankreich) und eine Aufforderung des Europarates aus dem Jahre 2001 an die Regierungen der Mitgliedsstaaten, Rechtsvorschriften zum Verbot von Genitalverstümmelungen zu erlassen. Von einer eigenen Bestimmung bzw. der ausdrücklichen Erwähnung im Rahmen von Art. 122 (Körperverletzung) oder 123 (einfache Körperverletzung) StGB gegen die Genitalverstümmelung ginge eine nicht zu unterschätzende Signalwirkung aus, die den Kampf gegen die Praktik der Genitalverstümmelung erheblich erleichtern könnte. ■

Anne Berkemeier ist Assistentin am Departement für Strafrecht bei Prof. Marcel Niggli.
anne.berkemeier@unifr.ch

Combattre le sida d'un point de vue africain

A l'heure où certaines régions d'Afrique sont décimées par le fléau du sida, les thérapies médicamenteuses ne suffisent pas à freiner la pandémie. Si certaines pratiques culturelles expliquent en partie la propagation du virus, d'autres traditions africaines peuvent offrir des solutions répondant à l'adage «Mieux vaut prévenir que guérir».

dossier

par Bénézet Bujo

Lorsqu'il est question du sida dans le monde, on évoque toujours le cas de l'Afrique noire dont les habitants risquent d'être anéantis par la pandémie. Il est alors courant de proposer comme solution aux personnes non encore infectées l'usage de préservatifs. Quant à celles qui sont déjà contaminées, le traitement par les anti-rétroviraux est envisagé. Depuis peu, on se rend toutefois compte que l'aspect technique du traitement de la maladie a ses limites et qu'il est essentiel de considérer le sida dans une dimension culturelle.

Une maladie à caractère communautaire

Il s'agit tout d'abord de situer le sida dans un cadre plus large, notamment dans celui de la communauté. D'une manière générale, en Afrique subsaharienne, une maladie ne concerne jamais uniquement un individu, mais la cause du mal est à rechercher dans les relations interpersonnelles. La jalousie, la rancune, l'intolérance, la haine, bref le manque d'amour est la cause qui entraîne la maladie. Par toutes ces attitudes, on «mange» l'énergie vitale de l'autre et le précipite dans la mort.

On comprend bien comment cette façon d'envisager la maladie concerne le sida. Cette pandémie n'est pas quelque chose d'individuel, elle a un caractère communautaire indéniable. En ce qui concerne la transmission du virus HIV, c'est toute la communauté humaine qui doit revoir son attitude et devenir plus consciente de sa responsabilité par rapport à la vie. On peut mentionner ici le tourisme sexuel, la pornographie et d'autres pratiques répandues par les médias. A cela s'ajoutent les structures économiques imposées par les plus forts et qui ne sont pas neutres en matière de propagation du virus du

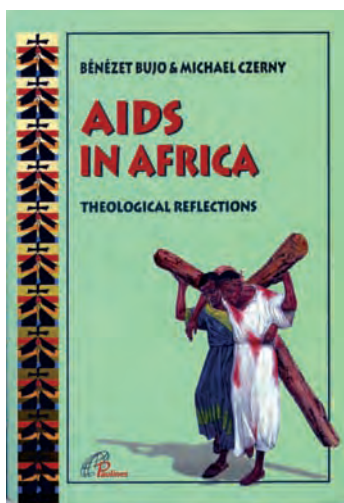
sida en Afrique. En effet, les systèmes injustes empêchent les pays africains de se développer pour s'occuper efficacement de la santé de la population : le manque d'hôpitaux et de médicaments est cruel. Il convient aussi de mentionner les problèmes liés au chômage, aux salaires de misère et au manque d'infrastructures pour l'éducation. Ces problématiques ont pour conséquence de créer des désœuvrés et des délinquants, particulièrement parmi les jeunes qui se livrent alors à l'alcool, à la drogue, à des actes sexuels désordonnés, à la prostitution et à des crimes de toutes sortes.

Ces exemples démontrent que la lutte contre le sida ne peut pas se contenter de la diffusion des préservatifs... Il faut que la communauté internationale se mobilise et revoie ses attitudes en matière de politique et d'économie du profit qui imposent des structures souvent injustes aux plus faibles.

Prendre en compte la culture africaine

Outre ces éléments généraux de nature à favoriser la propagation de la pandémie, on ne peut passer sous silence les structures inhérentes à la tradition africaine qui ont des effets aussi bien négatifs que positifs par rapport au sida.

Les efforts déployés jusqu'ici pour enrayer le fléau du HIV par des moyens techniques ne semblent pas aboutir à un véritable succès en Afrique. Quelle que soit l'efficacité des moyens et des médicaments préconisés, les thérapies resteront sans succès tant qu'elles ne seront pas insérées dans la culture des bénéficiaires. Ainsi le guérisseur traditionnel africain n'administre des médicaments qu'après avoir mené une palabre thérapeutique avec le malade et la communauté qui ▶



Bénézet Bujo / Michael Czerny (éd.), *AIDS in Africa. Theological Reflections*, Paulines Publications Africa, Nairobi 2007.

Bénézet Bujo est professeur de théologie morale et d'éthique sociale. benezet.bujo@unifr.ch

A Fribourg, la Chaire de théologie morale et d'éthique sociale organise un séminaire en français sur des sujets théologiques et philosophiques africains. Cette formation, destinée à des master et des doctorants, est devenue une référence en la matière et rencontre un large écho au niveau européen et africain.

dossier

Zeitbombe Aids

Die Immunschwäche Aids muss laut dem Moralthologen und Sozialethiker Prof. Bénédet Bujo in ihrer kulturellen Dimension betrachtet werden. Eine Krankheit betrifft in Afrika nicht nur das Individuum, sondern die Gemeinschaft. Im Kampf gegen Aids genügt es nicht, Präservative zu verteilen. Auch bleiben Medikamente und Therapien nutzlos, wenn sie die kulturellen Rahmenbedingungen ignorieren. Es liegt an der ganzen Gemeinschaft, ihre Haltung zu überdenken und sich die Verantwortung gegenüber dem Leben zu vergegenwärtigen. Stichworte hierbei sind: Sextourismus, Pornografie, Mangel an Spitälern, Arbeitslosigkeit, etc.

Oft wird eine Krankheit in Afrika Hexerei zugeschrieben und versucht, diesen Zauber wieder zu beheben, statt sich sofort einer medikamentösen Behandlung zu unterziehen. Die afrikanische Kultur hält aber auch viele Wege offen, um gegen das HI-Virus anzutreten. Bénédet Bujo plädiert dafür, dass bereits ganz kleine Kinder zu einem verantwortungsvollen Umgang mit dem Leben erzogen und traditionelle afrikanische Werte wie Disziplin und Treue hochgehalten werden.

l'entoure. Cette méthode ne devrait pas être négligée lorsque l'on parle du sida. Il s'agit de comprendre le mécanisme de la culture africaine afin d'en reconnaître les éléments qui peuvent encourager ou stopper la maladie.

Quand la sorcellerie s'en mêle

A l'instar de la polygamie, certaines pratiques africaines sont de nature à accélérer la contamination massive. Il en va ainsi de la pratique du lévirat qui veut que la veuve du frère ou d'un membre de la grande famille soit automatiquement héritée par un autre frère ou membre de la parenté. Ce faisant, on ne se demandera pas de quoi le frère est mort ou si l'héritier lui-même est au-dessus de tout soupçon quant aux maladies contagieuses. Par ailleurs, chez certains groupes ethniques, la femme d'un des camarades d'initiation peut être partenaire sexuelle des autres camarades. On peut également évoquer la tradition selon laquelle les frères cadets ont des relations sexuelles avec la femme du frère aîné. Un autre exemple concerne la croyance selon laquelle les relations sexuelles d'une personne atteinte du virus du sida avec une vierge ou un enfant peuvent apporter la guérison. Par ailleurs, la mentalité africaine voit dans toute maladie d'abord la sorcellerie, l'empoisonnement ou le mauvais sort jeté par une personne mal intentionnée. Au lieu de prendre des mesures appropriées, on se référera alors à un voyant ou un guérisseur susceptible de contrecarrer les effets néfastes de la sorcellerie. Entre-temps la maladie continue de progresser...

Des rites initiatiques pour lutter contre le HIV

Les aspects négatifs ne doivent pas cacher la dimension positive de la culture africaine qui représente aujourd'hui une arme puissante

dans la lutte contre le virus du sida, et qui ne se borne pas à soigner les symptômes à l'instar des moyens prônés par l'Occident qui souvent font fi de la vision africaine du monde.

Aujourd'hui, le combat contre le sida doit être intimement lié au changement de comportement sexuel. Pour ce faire, il serait important de se tourner vers certaines pratiques africaines qui éduquaient les enfants à une vie responsable dès leur jeune âge. On peut signaler le temps d'initiation qui, pour les jeunes, était un temps d'apprentissage à une discipline rigoureuse, aussi bien psychique que physique. Elle concernait la maîtrise de soi et s'étendait tout spécialement au domaine sexuel. Dans ce cadre, on peut mentionner la tradition selon laquelle une jeune fille devait entrer vierge dans le mariage. Pour l'Afrique rongée par le sida, cette tradition ne devrait pas être qualifiée de démodée. Il en va de même pour certains tabous sexuels qu'impliquent l'abstinence et la fidélité pour les deux époux durant la grossesse, après la naissance et pendant la période de l'allaitement. Ces traditions contribuaient en effet à la maîtrise de soi et prolongeaient la discipline apprise lors du temps d'initiation.

Dans cette perspective, il apparaît essentiel de prendre en compte les racines de la culture qui façonne l'Africain. Elles constituent la base qui servira à ne pas se contenter des moyens techniques préconisés pour combattre le fléau. S'il faut bannir les éléments négatifs de certaines pratiques culturelles, les clés pour appréhender sous un nouveau jour les solutions à la pandémie se trouvent également en terre africaine. ■

Für die Zukunft arbeiten: Projekte mit der Jugend in Afrika

Afrika ist der marginalisierteste Kontinent des Globus. Während Jahrhunderten von europäischen Mächten beherrscht und seiner Ressourcen beraubt, haben die afrikanischen Länder nach der formellen Unabhängigkeit von den Kolonialmächten kaum Chancen erhalten, ihre Zukunft aus eigener Kraft zu gestalten.

dossier

von Walter Leimgruber

Die Abhängigkeit von Europa besteht weiter und zeigt sich heute noch in den politischen Institutionen, der Verwaltung und im Erziehungswesen. Die Eliten fühlen sich in diesen Strukturen wohl, denn sie verleihen die Sicherheit der Macht und den Anteil an den Errungenschaften der westlichen Zivilisation. Die breite Masse hingegen ist von den vielen Vorteilen, die die Oberschicht geniessen, weitgehend ausgeschlossen. Dazu gehört auch die Ernährung. Von Hunger und Mangelernährung sind gegenwärtig über 800 Millionen Menschen betroffen, davon etwa 170 Millionen in Afrika (rund 20% der Gesamtbevölkerung, bzw. 30% der Bevölkerung in Afrika südlich der Sahara; Human Development Report 2006). Es ist von zentraler Bedeutung, dass die Menschen lernen und die materiellen Möglichkeiten erhalten, ihre Ernährung qualitativ und quantitativ zu verbessern. Das Millenniums-Entwicklungsziel, die Zahl der Hun-

gernden bis 2015 zu halbieren, ist sonst unerreichbar.

Im Rahmen meines Forschungsschwerpunkts «Marginalität und Randregionen» gilt meine Aufmerksamkeit auch Afrika, speziell dem Teil südlich der Sahara. Mehrere Besuche in Burkina Faso und vor allem in Südafrika haben mir gezeigt, dass es mit gezielter Initiative und viel Geduld möglich wird, dem Millenniums-Ziel nahe zu kommen, wenn die Menschen ernst genommen werden. Staatliche Programme bringen nicht immer die gewünschte Wirkung; in die Lücke springen können Nichtregierungsorganisationen, die einen besseren (informellen) Zugang zu den Menschen finden.

Nutzen auf vielen Ebenen

Ein Beispiel für eine solche Organisation ist «Umthathi» im südafrikanischen Grahamstown (Eastern Cape). Sie wurde 1993 gegründet und arbeitet nach dem Motto: Für die Armen, für die Frauen, für die Jugend. Sie veranstaltet für Frauen in den Townships Kurse für das Anlegen und die Pflege von Gemüsegärten und für gesunde Ernährung und leitet seit 1997 Schulen in der Anlage von Gärten an. Hier werden die Schüler systematisch in die Gartenbaukunde eingeführt. Sie legen (als Teil des Schulunterrichts) einen eigenen Gemüsegarten an, pflegen ihn, ernten die Gemüse und verwenden sie für eine tägliche Mahlzeit in der Schule. Überschüsse werden verkauft, aus dem Erlös können Saatgut, Setzlinge, Küchengeräte usw. angeschafft werden. Ganz beiläufig wird so Stoff aus Biologie, Ökologie, Wirtschaft und Gesundheit vermittelt – ein Beispiel für integratives Lernen. «Umthathi» liefert die Grundausstattung (Material für Zäune, die ersten Setzlinge aus der eigenen Gärtnerei, Beratung), während die Schule den Boden bereitstellt und bei der Realisierung hilft. Mit der Zeit soll ein solcher Schulgarten selbsttragend sein; die Organisation ►

Walter Leimgruber ist Professor für Humangeographie am Departement Geowissenschaften.
walter.leimgruber@unifr.ch
www.umthathi.co.za/

Pfadfinder: Junge mit Jungen

Kooperationsmodelle in der Entwicklungszusammenarbeit zeichnen sich normalerweise dadurch aus, dass sie von Erwachsenen im Norden für Erwachsene im Süden entworfen werden. Das ist an sich nicht schlecht, doch wird damit ein bedeutendes – das grösste – Segment der Bevölkerung übergangen, die Jugend. Nach dem Human Development Report 2006 waren 2004 im Afrika südlich der Sahara 43.9% der Bevölkerung unter 15 Jahren alt (Welt: 28.5%). Für 2015 wird immer noch mit 42% gerechnet. Hier liegt eine gewaltige Aufgabe und für deren Lösung wäre auch eine Nord-Süd Zusammenarbeit unter Jugendlichen sinnvoll.

In ihrer Diplomarbeit hat Daniela Lussmann die Zusammenarbeit der Schweizer Pfadfinder mit den «Guides du Burkina» studiert. Die Pfadfinderbewegung ist eine traditionsreiche globale Bewegung mit ethischen Grundsätzen, die alle nationalen Pfadfinderorganisationen teilen. Träger der aktiven Arbeit sind junge Menschen, und sie machen sich sowohl im Norden wie im Süden Gedanken über ihre Zukunft.

Die Zusammenarbeit von Pfadfinderorganisationen macht vor allem deshalb Sinn, weil ein globales Netzwerk existiert, von dem alle profitieren können und in dem Kompetenzen ausgetauscht werden können – immer unter jungen Leuten. Die Pfadfinderinnen in Burkina Faso schlagen die Entwicklungsprojekte vor und können fehlendes Know-how über das Netzwerk abrufen. Dazu gehören Sensibilisierungskampagnen zu Aids oder Malaria, Baumpflanzaktionen, ein Seifenherstellungsprojekt usw.

www.burkina.pbs.ch/de/



dossier



Gartenarbeiten an einer Schule in Bathurst, Eastern Cape: Der Lernwille der Schüler und ihr Einsatz sind beeindruckend.

Des légumes frais du jardin

En Afrique, plus de 170 millions de personnes sont touchées par la faim et la malnutrition. Il est primordial que les individus apprennent à améliorer quantitativement et qualitativement leur alimentation en obtenant les moyens matériels adéquats. Dans cette perspective, l'organisation non gouvernementale «Umthati» donne des cours et soutient des femmes en Afrique du Sud afin qu'elles puissent mettre en place leur propre jardin potager. Au travers des écoles, les enfants apprennent également à planter des légumes, à les récolter et à les apprêter. Ces initiatives servent d'exemple, notamment pour les voisins qui à leur tour découvrent les bienfaits d'une alimentation saine.

zieht sich nach drei Jahren zurück und begleitet das Projekt nur noch sporadisch.

Bemerkenswert an diesen Projekten ist nicht nur der Gewinn, der für die Schule und die Schüler herauschaut. Die Schulgärten wecken auch die Neugier der Townshipbewohner. Ich konnte an verschiedenen Stellen beobachten, wie die nahe bei der Schule gelegenen Häuser auch bereits ansprechende Gemüsegärten aufwiesen. Diese Vorbildfunktion ist ein weiteres Ziel von «Umthati». Die Idee des eigenen Gemüseanbaus und die Möglichkeit, relativ billig zu gesundem Essen zu kommen, sollen möglichst weit in den Townships verbreitet werden. Der Erfolg zeigt sich darin, dass «Umthati» mittlerweile fast in der ganzen Provinz Projekte laufen hat.

Projekt mit Vorzeigecharakter

Derartige Initiativen existieren zwar erst punktuell, doch sind ihre Zukunftschancen gut. Man darf nicht vergessen, dass während über 40 Jahren

Apartheid die schwarze Bevölkerung diskriminiert und marginalisiert wurde und sie kaum Möglichkeiten hatte, an ihrem eigenen Potenzial zu arbeiten und ihre Zukunft in die eigenen Hände zu nehmen. Das notwendige Selbstvertrauen, das lange Zeit unterdrückt wurde, baut sich nur langsam auf, aber es kommt.

«Umthati» ist ein regionales Projekt mit Pioniercharakter. Die Bedeutung von Schulgärten ist mittlerweile auch bei der Food and Agriculture Organization erkannt worden, die in einem Papier von 2005 für deren weltweite Förderung warb. Um die Zukunft sicher zu stellen, muss man bei der Jugend beginnen und die Jungen selbst an ihrer Entwicklung teilhaben lassen. ■

Soutenir le processus de démocratisation au Malawi

Observer les débats, les votations et l'évolution des coalitions sans jouer le rôle de juge, mais en proposant de bâtir des ponts pour renforcer le système politique du Malawi. C'est l'une des missions à laquelle se consacre la section internationale de l'Institut du fédéralisme.

par Sean Müller

dossier



L'Institut du fédéralisme de l'Université de Fribourg (IFF) offre, entre autres, des conseils théoriques aux praticiens de la démocratisation. Dans cette perspective, la section internationale de l'IFF – le Centre International de la Recherche et de la Consultation (IRCC) – soutient depuis 2004 différents projets au Malawi : une combinaison entre la recherche et l'aide au développement.

S'informer, c'est contrôler

Dans une démocratie, le pouvoir législatif – c'est-à-dire la mise en place des règles qui sont collectivement contraignantes – appartient au parlement. Par conséquent, ses membres ont un rôle extrêmement important à jouer dans le processus politique.

Fort de ce constat, l'IRCC/IFF a inauguré en 2007 une nouvelle phase dans sa collaboration avec l'Institute of Policy Interaction (IPI) à Blantyre au Malawi. Dans ce cadre, l'IPI enverra ces trois prochaines années au moins un collaborateur scientifique local à chaque séance du parlement malawien. Ce projet se déroule sous la dénomination de «Access to Information». Les rapporteurs ont pour mission d'écouter les débats et d'enregistrer les thèmes discutés, le taux de présence, l'affluence aux votations et la formation – permanente ou circonstancielle – des coalitions entre les partis politiques. A la fin de chaque session, un protocole est établi, imprimé et distribué dans tout le pays; il est également diffusé sur internet. Cela permet un contrôle simple mais efficace des affaires parlementaires par les organisations non-gouvernementales actives dans ce domaine, par les donateurs internationaux, mais aussi et surtout par les citoyens du Malawi.

Une deuxième composante des activités de l'IRCC/IFF au Malawi vise à formaliser, voire à calmer les relations entre le cabinet (minoritaire) et le parlement (fragmenté). Les élections parlementaires et présidentielles en 2004 ont donné la vic-

toire à Bingu wa Mutharika et à son parti Front Démocratique Uni (UDF). Mutharika a été désigné en tant que dauphin non officiel par Bakili Muluzi (UDF), président du Malawi entre 1994 et 2004. Ce qui n'a d'ailleurs pas empêché le nouveau chef d'Etat d'accuser Muluzi et son entourage de corruption flagrante. La dispute entre ces deux politiciens s'est aggravée à tel point que Mutharika a placé sa propre force politique dans le Parti Progressiste Démocratique (DPP), et que l'UDF se trouve désormais sur les bancs de l'opposition – bloquant avec succès chaque initiative présidentielle. C'est cette situation que l'IRCC/IFF et l'IPI souhaitent apaiser grâce à leur expertise académique. Comme le dit Rafiq Hajat, directeur de l'IPI, «il s'agit de construire des ponts pour passer au-delà de l'impasse actuelle qui menace de déstabiliser la nation et de réduire à néant toutes nos avancées démocratiques».

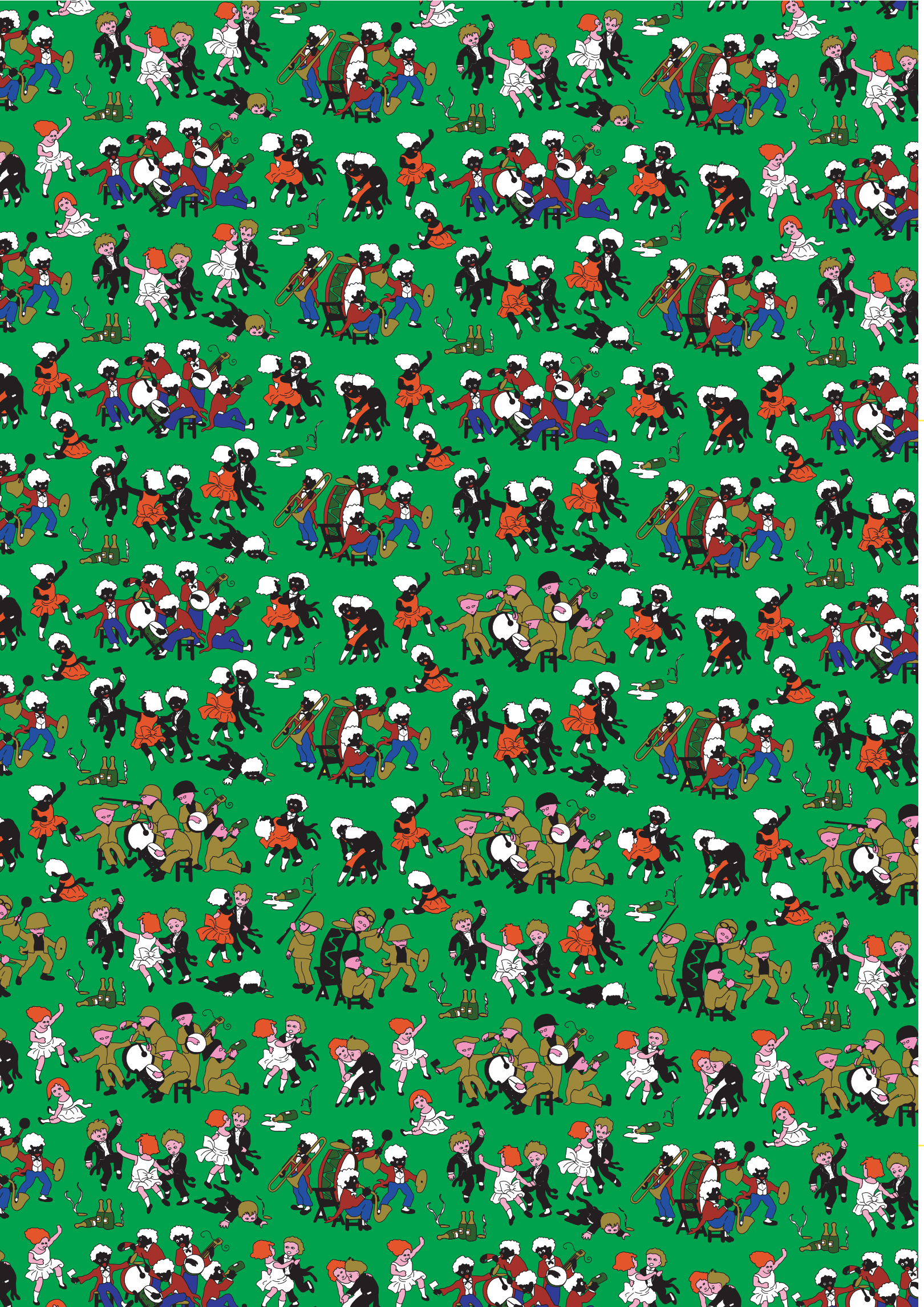
Nouer le dialogue pour le bien commun

Pour 2007, le premier protocole parlementaire de l'IPI dévoile très clairement l'attitude émancipatrice que l'opposition assume. Si durant les années précédentes le parlement s'était montré l'assistant servile du gouvernement, les choses ont évolué vers l'autre extrême. Les «ponts» à construire entre le cabinet et le parlement auront pour base les points communs identifiés dans le protocole, car malgré l'atmosphère empoisonnée par les animosités personnelles, la capacité de dialoguer n'a encore jamais réellement fait défaut au Malawi.

Une première rencontre, prévue cet été, donnera la possibilité aux politiciens de redéfinir leur tâche – qui consiste à faire de la politique, et non pas de la polémique – ainsi que leur but principal : le bien commun. Les deux projets menés par l'IRCC/IFF permettront ainsi de générer un impact pratique tout en mettant en avant l'aspect analytique. ■

Sean Müller est collaborateur scientifique auprès de l'Institut du fédéralisme.

sean.mueller@unifr.ch



Les Beti : un modèle pour fonctionner autrement ?

Choisir un chef selon ses compétences et les circonstances pour remplir une fonction précise sans lui garantir ce rôle à long terme, vivre dans l'indépendance et l'autonomie en refusant tout pouvoir contraignant. Une utopie politique ? Non, la société acéphale des Beti.

par Sabine Mengue

dossier

◀ In der in «universitas» abgedruckten Illustrationsreihe von Jean-Damien Fleury bilden Stoffe aus den 1920-er Jahren den Ausgangspunkt. Der Freiburger Künstler hat diese typisch kolonialen Szenen Schritt für Schritt zur Rebellion transformiert.

Pagne La fête (2005), création Jean-Damien Fleury, détail, interprétation d'après les motifs d'un tissu d'ameublement des années 1920; projet Textile by Charlatan 2005; © D&A PiranhaC.

Les Beti font partie du peuple bantou d'Afrique. Avec les Bulu et les Fang, ils forment le groupe dénommé «pahouin», qui vit au Sud-Cameroun, au Gabon, en Guinée équatoriale et au Congo-Brazzaville. Les Beti sont composés de plusieurs tribus qui ont une tradition, une littérature orale et une culture communes. Ces tribus sont divisées en clans qui à leur tour sont subdivisés en segments lignagers, appelés *mvog*, autour desquels s'articule l'organisation politique de la société beti. Dans cette structure patrilinéaire, un garçon crée son *mvog* dès l'instant où il remplit les quatre conditions lui permettant d'être reconnu en tant qu'homme, soit avoir passé le rite d'initiation *sô*, s'être marié, avoir construit une maison et posséder des plantations. Le *mvog* devient alors une unité politique dont le jeune homme est le seul responsable.

Une société sans tête

Pour qualifier cette organisation politique, les premiers anthropologues occidentaux arrivés au Sud-Cameroun ont utilisé le terme de «société acéphale». Ainsi la définition de l'anthropologue anglais Frederik Quinn : «les éléments les plus visibles de la société beti traditionnelle étaient plusieurs milliers de segments lignagers minimaux de base, chacun oeuvrant d'une manière autonome, et chacun étant la reduplication structurelle des autres. Ces éléments lignagers étaient composés d'un chef, de ses épouses et enfants, de frères célibataires du chef, de clients attachés au foyer et d'esclaves. Chacun de ces éléments cellulaires beti constituait une enclave autarcique gouvernée par son chef, jouissant de l'indépendance politique et de l'autonomie résidentielle pendant la plus grande partie de son existence».

Les Beti ont toujours difficilement admis tout pouvoir centralisé, et ils n'ont pratiquement jamais concédé à quiconque un pouvoir de contrainte. Dans les dialectes beti, il n'existe ainsi aucun mot générique qui corresponde au concept français de «chef». Les appellations utilisées pour désigner un responsable en disent long sur la conception de l'autorité chez ce peuple : *ntol* (ainé), *ntonlo* (gardien),

mbi ntum (tenant du sceptre), *ndzo* (orateur; porte-parole), *nbebe osu* (guide).

Compétences de circonstance

Il est difficile de parler d'un type précis d'autorité chez les Beti traditionnels parce qu'elle dépend des circonstances et des compétences. Si un membre de la communauté est reconnu pour ses qualités d'orateur, un autre pour son sens de la justice, son courage ou sa sagesse, la communauté qui reconnaît ces qualités le désigne alors en tant que juge, chef de guerre ou encore conseiller. Chacun des membres peut devenir la référence selon l'événement qui requiert ses compétences. Les Beti nomment ainsi le responsable dont ils ont besoin pour la durée d'une campagne.

Le *ntol*, l'ainé des pères de famille et porte-parole du *mvog*, représente la seule autorité certaine parce qu'il l'exerce au nom des ancêtres. Il est le détenteur de la sagesse, le garant des secrets ancestraux et des normes de la tradition. Sa charge n'est pourtant pas permanente; il préside occasionnellement les affaires concernant tout le clan : un litige menaçant l'harmonie de la collectivité, les cérémonies de bénédiction, de mariage coutumier, de funérailles ou d'invocation aux ancêtres et à Dieu. Mais cette règle de gérontocratie et de préséance reconnue à l'ainé peut s'effacer respectueusement devant l'excellence individuelle. Un autre peut exercer l'autorité si l'ainé est un «*ntol kié tàà*», un incapable. C'est dans cette perspective qu'au début de chaque réunion, même si l'ainé incontesté de tous est présent, l'assemblée commence toujours par une délibération formelle pour s'assurer que c'est bien à lui que revient la présidence.

Ce système, conservé dans plusieurs lignages beti jusqu'à aujourd'hui et qui ne correspond pas réellement à une démocratie, pourrait servir de modèle et aider toute autorité en Afrique à revisiter ses fonctions, ses charges et ses buts. De même, la manière de nommer les responsables d'églises et les gouvernants ne devrait pas être imposée de l'extérieur comme c'est souvent le cas encore aujourd'hui. ■

Sabine Mengue termine actuellement son travail de licence au Département de théologie morale. sabine.mengue@unifr.ch

Ein Gewächs, das so manchem ein Dorn im Auge ist

Die harten Dornen der Mesquiten-Bäume durchbohren mit ihren bis zu acht Zentimetern Länge so ziemlich alles, was sich nicht auf Distanz hält. Das einst als Wundermittel mancher Nation, darunter auch Kenia, gepriesene Gewächs hat nicht überall den erhofften Segen gebracht und gilt heute als invasive Pflanze, der kaum mehr beizukommen ist. Hoffnung ruht auf der Forschung.

von Tanja Aebli

dossier

L'arbre du diable

L'arbre mesquite, reconnu pour la qualité de son bois et considéré dans les années 1980 comme la solution miracle pour stopper l'avancée du désert et combattre l'érosion au Kenya, est devenu aujourd'hui une véritable catastrophe écologique. Détruisant la biodiversité, le «miracle tree» d'autrefois menace désormais l'agriculture, provoque asthme et allergies; les animaux meurent après avoir mangé ses graines trop dures; les rivières sont complètement asséchées parce que l'arbre invasif pompe les dernières gouttes d'eau que renferme le sol. Le Prof. Heinz Müller Schärer et le doctorant Walter Okello Ogutu, en collaboration avec l'organisation non-gouvernementale CABI, tentent de trouver des solutions pour limiter l'étendue des dégâts. Si les insectes pourraient venir à la rescousse des chercheurs en détruisant plus de 90% des graines, éliminer de manière radicale le mesquite ne constituerait toutefois pas une solution à court terme, car bon nombre de personnes vivent malgré tout grâce à lui.

Als in den 1980-er Jahren die Mesquiten-Bäume in einem von der UNO geförderten Ökologieprojekt weitflächig in niederschlagsarmen Gebieten Kenias angepflanzt wurden, galten sie mit ihren bis zu neun Metern Wuchshöhe nicht nur als verlässliches Mittel, um die Ausbreitung der Wüste zu stoppen und Erosion zu bekämpfen, sondern auch als exzellenter Rohstofflieferant: Das harte Holz eignet sich für den Möbelbau und verleiht als Feuergrundlage dem Fleisch eine besondere Geschmacksnote. Aus Mesquiten-Bohnen lassen sich Mehl und mittels Fermentierung Wein herstellen. «Miracle tree» nannten die Kenianer diesen Baum noch bis vor wenigen Jahren. Wo immer möglich wurde er angepflanzt, Tiere sorgen für eine rasante Verbreitung, indem

sie die Samen fressen und an einem andern Standort wieder ausscheiden.

Fluch statt Segen

Das Blatt hat sich längst gewendet, die einstige Euphorie ist nur noch Geschichte: Die Bäume, auch bekannt unter dem Namen Prosopis oder Stüshülsenbaum, sind in Kenia zu einer Plage geworden. Da sind Stimmen, die lautstark die vollkommene Ausrottung dieses «Unkrauts» fordern. Mehrere Klagen gegen die Regierung, die das Ansiedlungsprojekt vor rund 30 Jahren gutgeheissen hat, sind hängig. Doch die Pflanze hat bereits irreparablen Schaden an Mensch, Tier und Landschaft angerichtet. Die Lebensgrundlagen der Landbevölkerung ist vielerorts bedroht, zahlreiche Einwohner leiden an Asthma und Allergien,



Prof. Heinz Müller-Schärer und Walter Okello Ogutu bei der DNA-Analyse im Labor.

Heinz Müller-Schärer ist Professor für Ökologie und Evolution und Vizedirektor des Nationalen Forschungsschwerpunkts «Überlebens-erfolg von Pflanzen».

Walter Okello Ogutu ist Doktorand an der Universität Freiburg und Mitarbeiter beim CABI.

*heinz.mueller@unifr.ch,
w.ogutu@cabi.org*



Vierbeiner – vor allem Ziegen – verlieren nach dem Verzehr der harten Samen die Zähne und sterben in der Folge. Flüsse sind komplett ausgetrocknet, Böden ausgemergelt, weil die Mesquiten den letzten Wassertropfen aus dem Boden saugen. Der kenianische Umweltminister hat die Mesquiten-Invasion zur nationalen Katastrophe erklärt, längst ist vom «devil tree» die Rede.

Konkurrenzkampf um Wasser

Auch um die Biodiversität ist es schlecht bestellt: «Über weite Flächen bilden sich Mesquiten-Monokulturen, weil andere Nutzpflanzen zugrunde gehen», sagt Prof. Heinz Müller-Schärer, der sich seit über 25 Jahren mit invasiven Pflanzen beschäftigt. Zusammen mit dem Doktoranden Walter Okello Ogutu, Forschenden der ETH Zürich und der international tätigen Nonprofit-Organisation CABI, versucht er Schadensminderung zu betreiben. Nicht nur Kenia wartet auf Lösungen, auch in Indien, Australien und Südamerika wird krampfhaft nach Methoden zur Eindämmung der Pflanze gesucht.

Walter Ogutu geht in seiner Arbeit primär der Frage nach, wie sich die Mesquiten verbreiten. Sein Augenmerk richtet sich vor allem auf die Hybriden, bzw. jene Kreuzungen, die besonders aggressiv sind und auf deren DNA-Analyse das Freiburger Labor spezialisiert ist. Die molekulare Bestimmung der Art ist insofern zentral, als die Bestimmung nach morphologischen Merkmalen beinahe unmöglich ist. Der kenianische Forscher mit Basisstation in Freiburg geht davon aus, dass ursprünglich etwa sechs verschiedene Spezien nach Kenia eingeführt worden sind. Mittels Kartierung erfasst er die historische und heutige Verbreitung der Mesquiten im ganzen Land. Anschliessende Modellberechnungen erlauben es ihm, Aussagen zur erwarteten zukünftigen

Fairtrade: Süssere Früchte

Süss und saftig sollen sie sein, die Mangos. Gelb wie die Sonne, durchsetzt mit einem leichten Rot. Die Produktionsbedingungen hinter dieser geschätzten Tropenfrucht sind oft bitter; Mangobauern kämpfen um Margen, um existenzsichernde Löhne und ums nackte Überleben. Ein Workshop in Sozial- und Umweltethik hat nach Alternativen gesucht und sie spielerisch gefunden.

Papierschnitzel so weit das Auge reicht, klappernde Scheren, Leimspuren auf dem Tischbelag. Hände flattern wild gestikulierend durch die Luft, Stimmen überschlagen sich, Geldscheine wechseln über und unter dem Tisch die Hand. Im Vorlesungszimmer 0.109 in Pérolles, wo sonst eher Frontalunterricht an der Tagesordnung ist, herrscht eine ausgelassene, aber dennoch konzentrierte Stimmung. Selbst die Dozentin in Umweltwissenschaften, die theologische Ethikerin Sibylle Ackermann, hat Rollen getauscht und mimt jetzt die profitorientierte Mango-Exportfachfrau, die gegenüber Zwischenhändlern und Mangobauern kein Erbarmen kennt, in eher unethischer Manier Geld beiseite scheffelt und bei Spielende den grösstenteils konkursiten Produzenten und Händlern ein stattliches Geldbündel vorweisen kann.

Zusammenhänge veranschaulichen

Das Spiel, durch das zwei Animatorinnen der Nichtregierungsorganisation «Erklärung von Bern» führen, hat einen ernsten Hintergrund: Die Rollenverteilungen und die Spielvorgaben sollen Zusammenhänge verdeutlichen, für die Nord-Süd-Problematik sensibilisieren, die Ohnmacht der Produzenten in Drittweltländern und den täglichen perspektivenlosen Kampf ums Überleben und Machtstrukturen darlegen in einem System, in dem vor allem die Akteure aus den Industrieländern profitieren. Die als Mangobauern agierenden Studierenden versuchen zeitweilig ihrer wirtschaftlich desolaten Lage zu entrinnen, indem sie ihre Produktionen zusammenlegen. Bemühun-

gen, die sich als vergeblich erweisen, als ein Produzent im Dorf aussichert, den Zwischenhandel übergeht und seine eigenen Konditionen mit der Exportfachfrau aushandelt. Erst bei der zweiten Übung zeichnet sich Licht am Horizont ab: Die Spielleitung schafft für die Mangobauern feste Abnahmegarantien und Absatzpreise und eine Gemeinschaftskasse, die bei Produktionsausfällen oder Schicksalsschlägen jedwelter Art Betroffenen über die Runde hilft. Spätestens beim Verzehr von getrockneten Max Havelaar Mangos sind sich alle Teilnehmenden des dreistündigen Workshops einig: Mit Fairtrade-Bedingungen lebt's sich besser. Und irgendwie schmecken die Früchte süsser.

Tanja Aebli

*Im Fach Umweltwissenschaften erhalten Studierende einen umfassenden Überblick über das Gebiet, erlangen die Fähigkeit, umweltrelevante Probleme aus verschiedenen Perspektiven zu analysieren, und werden mit modernen Lösungsansätzen vertraut gemacht. Das Nebenfach steht Studierenden aus allen Fakultäten offen.
www.unifr.ch/environment*

Verbreitung zu machen, sowie die Auswirkungen verschiedener Interventionen abzuschätzen.

Strategie fürs Bekämpfungsmanagement

Bereit jetzt ist klar: Die totale Vernichtung der Bäume dürfte aus biologischer Sicht schwierig sein, da sie sich vegetativ aus Wurzelresten im Boden vermehren können und selbst dort gedeihen, wo andere Pflanzen keine Lebensgrundlage mehr haben. Kommt hinzu, dass viele Sträucher resistent gegen Herbizide sind. «Im Idealfall gelingt es uns, eine Mesquiten-Gattung zu züchten, deren Samenbildung sich unterdrücken lässt», hält Walter Ogutu fest. Die Pflanze liesse sich so auf einem abgegrenzten Territorium kultivieren, mit dem bisherigen Rohstoffertag. Damit würde sich auch eine weitere Grundproblematik ökonomischer Art entschärfen: Viele Kenianer sichern sich via Mesquiten-Bäume auch heute noch ihre wirtschaftliche Existenz. Vor kurzem, so Ogutu, habe ein Pharmazieunternehmen aus Südafrika 60 Tonnen Prosopis-Bohnen zur Herstellung eines Diabetes-Medikaments bestellt. Oft leben Nutzniesser und Opfer dieses dornigen Gewächses, an dem sich die

Geister scheiden, unmittelbar nebeneinander. Die Tabula-rasa-Methode im Sinne einer totalen Ausrottung scheint in diesem Interessenkonflikt keine Lösung zu sein: «Das wäre wie wenn man in Neapel die Mafia verbieten würde», stellt Prof. Müller-Schärer lakonisch fest.

Die beiden Forschenden werden in den nächsten Jahren ganz unterschiedliche Ansätze prüfen, um die invasiven Bäume unter Kontrolle zu bringen: Ein Hoffnungsschimmer zeichnet sich auch bei Versuchen mit Insekten ab: Gewisse Arten vernichten bis zu 99% der Samen. Doch ein absolut verlässliches Eindämmungsinstrument sind sie nicht; gewisse Arten verköstigen sich nur auf der Sonnenseite eines Baumes und reagieren sensibel auf Umwelteinflüsse. Vielleicht ist es eine Kombination verschiedener Methoden, die das massive ökologische Problem dereinst entschärfen wird. Klar ist: Dass in den 80-er Jahren keine Risikoanalyse vor der Ansiedlung vorgenommen worden ist, hinterlässt heute ein Erbe, an dem sich nicht nur die Ziegen die Zähne ausbeissen. ■

dossier



Die Verbreitung ist kaum aufzuhalten: Walter Okello Ogutu auf einem von Mesquiten-Sträuchern versperrten Fussweg im kenyanischen Bezirk Baringo.

Se libérer au-delà de la pauvreté économique

Esclavage, colonialisme, exploitation... l'Afrique doit aujourd'hui définitivement fermer la porte à ses vieux démons et se reconstruire une identité propre. En apprenant à être avant d'avoir, elle pourra combler cette pauvreté anthropologique qui l'empêche de retrouver sa dignité, son assurance, sa responsabilité et sa créativité.

dossier

par Léocadie Billy

L'être humain est doté d'une inviolable dignité. Le Négro-Africain aussi. Néanmoins, à cause de la recherche démesurée du profit et des idéologies esclavagistes et colonialistes, il souffre d'une perte de son être intérieur. C'est ce que le Jésuite camerounais Engelbert Mveng nomme «pauvreté anthropologique». L'annihilation et la paupérisation sont le produit d'une longue histoire, le résultat des relations de subordination entre le Négro-Africain et le Blanc. Passer de la pauvreté à la libération anthropologiques, telle est la lutte à laquelle le Subsaharien est appelé.

La pauvreté du non-être

La plupart des auteurs abordent le phénomène de la pauvreté de l'Africain sous l'angle socio-économique. Ils préconisent des solutions à partir des théories sur la croissance économique et sont souvent convaincus que les biens matériels apporteront une solution miracle au problème de la pauvreté. Tout cela ne représente pourtant qu'un aspect partiel, voire une méconnaissance de la réalité négro-africaine. La question de la pauvreté est beaucoup plus complexe; elle devrait être envisagée dans sa globalité.

En effet, la pauvreté du Négro-Africain n'affecte pas seulement sa vie matérielle, sociale, voire politique. Elle est de prime abord ontologique, non pas de l'ordre du non-avoir, mais de celui du non-être. Elle touche la condition humaine du Noir africain dans ses racines les plus profondes. La pauvreté anthropologique «consiste à dépouiller l'homme de son essence, de son identité, de sa culture, de sa dignité, de son histoire, de ses droits fondamentaux, de sa création, de sa créativité, de tout ce qui fait sa dignité, son originalité, son irremplaçable unicité». Elle est, par là, un vide culturel de ceux qui ne savent rien sur

eux-mêmes, sur leur passé et leur sagesse. Le pauvre en Afrique n'est ainsi pas seulement le clochard ou le mendiant errant au coin des rues. L'incertitude et l'insécurité touchent aussi bien le chef d'Etat et le fonctionnaire que le travailleur et le chômeur, le paysan et l'homme d'Eglise, la population des villages et celle des villes. Presque tout échappe au Négro-Africain. Il n'est sûr ni du présent, ni du futur. Une preuve frappante est l'émigration des têtes pensantes à la recherche de l'Eldorado occidental. L'homme noir n'a pas le contrôle de sa vie politique, économique, sociologique, culturelle et spirituelle. De là découlent les multiples maux du continent.

Exister avant de posséder

Mais le Négro-Africain est appelé à transcender cette situation d'aliénation et de paupérisation, phénomène dont il est en partie responsable, pour construire un futur d'auto-réalisation et d'espérance. Il devra redécouvrir sa richesse anthropologique, se rendre sa dignité et son identité, revisiter sa tradition et la conjuguer avec ses réalités actuelles.

Tel est le défi lancé à l'élite intellectuelle : trouver des repères concrets et pertinents afin de restituer le Négro-Africain à lui-même. Le Subsaharien est invité à une conscientisation éthique, à revaloriser la communauté, à redécouvrir l'importance que la langue et la palabre avaient dans la société africaine avant sa paupérisation. Cela concerne aussi l'Eglise africaine, dans laquelle les chrétiens devront œuvrer pour une inculturation du message évangélique susceptible de leur donner un visage propre. Mais l'Afrique n'est pas le seul continent à faire face à cette pauvreté anthropologique : c'est en fait un défi qui nous concerne tous. ■

Léocadie Billy termine actuellement ses études de licence au Département de théologie morale.
biameyo@yahoo.fr

parfums exclusif couleurs
saveurs découverte passion
rêve énergie terroir naturel
gourmandise service choix
sélection conseil spécialiste



La Couleur du Vin

SELECTIONS DE VINS & ALCOOLS FINS

La Couleur du Vin s.à. est une société anonyme
mais de caractère humain et philosophique dédiée au Vin.
Fondée à Fribourg en 1988

Route du Mont-Carmel 1 - 1762 Givisiez ☎ 026 465 22 22 ✉ 026 465 22 23
✉ info@lacouleurduvin.ch 🌐 www.lacouleurduvin.ch



Viva Italia Cucina tradizionale!

Bei uns erleben Sie die wahre Italianità mit typischen Spezialitäten wie ausgezeichnete Pizzas, hausgemachte Teigwaren, erlesene Fleisch- und Fischgerichte sowie feine Dolci. Und brauchen dabei Ihren Geldbeutel nicht zu strapazieren!

**Als SchülerInnen, StudentInnen und Lehrbeauftragte
essen Sie bei uns gegen Vorweisung Ihrer Legi
15 Prozent günstiger!**

Gilt auch für eine Begleitperson.

Ristorante Pizzeria Molino

Rue de Lausanne 93, 1700 Fribourg, Telefon 026 / 322 30 65

7 Tage in der Woche,
365 Tage im Jahr offen:

Montag bis Donnerstag
von 07.00 bis 23.30 Uhr

Freitag und Samstag
von 07.00 bis 24.00 Uhr

Sonntag
von 08.00 bis 23.30 Uhr

Durchgehend
warme Küche

www.molino.ch



Das katholische Institut Mont-Olivet ist eine Privatschule in Lausanne mit einem bilingualen Zweig (französisch – deutsch), das seine Schüler zur zweisprachigen Matura führt. Wir suchen für die Sekundar- und Gymnasialstufe zum Schuljahresbeginn 2007 – 2008 eine(n)

deutschsprachige(n) Geographielehrer(In)

für eine Anstellung von etwa 50% (2 – 3 Tage pro Woche).

Wir bieten an:

- ◆ Angenehme Arbeitsbedingungen in einer Schule von menschlichen Ausmassen (ca 320 Schüler)
- ◆ Attraktive Einstellungsbedingungen
- ◆ Ein pädagogisches Team, das Werte vermittelt und lebt

Angebote mit vollständigem Dossier richten Sie bitte an:

Institut catholique Mont-Olivet
Ressources humaines
Chemin de Mont-Olivet 19
1006 Lausanne

Uni shop



www.unifr.ch/unishop



chronique

32^{ème} Journée de l'Europe

Hôte d'honneur de la 32^{ème} Journée de l'Europe de l'Université de Fribourg, l'écrivain suisse alémanique Adolf Muschg a mené une réflexion sur l'identité européenne. Se référant aux paroles de Jacques Delors, ancien président de la commission de l'Union européenne, il a rappelé que «donner une âme à l'Europe» s'avère tout à fait essentiel pour construire un projet au-delà d'une idée purement économique. A l'heure du terrorisme international, la notion de sécurité ne peut également pas suffire à bâtir l'avenir européen. En s'inspirant de la mythologie grecque et des nombreux poètes inscrits dans l'Histoire du continent, Adolf Muschg est allé puiser aux sources du sentiment d'appartenance européen. Selon lui, il est primordial d'être au fait de sa propre Histoire pour ne pas oublier et être en mesure de se reconnaître dans la perspective d'un futur. Et l'auteur de conclure : «Je suis pour l'Europe parce que c'est la meilleure chose que les Européens peuvent faire avec leur Histoire. Pour qu'il n'y ait plus de champ de bataille et que la génération suivante puisse mieux vivre».

Intellectuel engagé, Adolf Muschg a publié de nombreux romans, récits et textes dramatiques dont la majorité ont été traduits dans plusieurs langues. Il a été président de l'Académie des Arts de Berlin et du Collegium Helveticum de l'ETH Zurich. Il a également reçu de nombreuses distinctions honorifiques internationales.



© Photos Charly Rappo

Impressum ■

Le magazine de l'Université de Fribourg
Das Magazin der Universität Freiburg

Nouvelles universitaires vol. 65/4

Rédaction : Communication & Marketing Université de Fribourg
Av. de l'Europe 20, 1700 Fribourg
tél. 026 300 70 34
fax 026 300 97 03
e-mail: marcom@unifr.ch

Responsable : Laure Schönenberger
Rédaction permanente : Tanja Aebli, Christine Carrard
Secrétariat : Antonia Rodriguez, Denise Torche
Layout : Jean-Daniel Sauter
Couverture : photos.com

Publicité : Go!Uni-Werbung AG, Rosenheimstrasse 12, CH-9008 St. Gallen
Tel. 071 244 10 10
Fax 071 244 14 14
e-mail : info@gouni.ch

Tirage : 9'000 exemplaires
Papier : R4 Chorus couché brillant, blanchi sans chlore; couverture 200 gm2, intérieur 115 gm2
Imprimerie : Saint Canisius, Fribourg
Prochaine parution : septembre 2007

Les opinions exprimées dans les articles d'Universitas ne reflètent pas forcément celles de la rédaction, mais témoignent de la multitude des directions prises par la recherche à l'Université de Fribourg.

Meinungen, welche in den Artikeln von Universitas zum Ausdruck kommen, widerspiegeln nicht automatisch die Meinungen der Redaktion. Sie bezeugen jedoch die Vielfalt der Forschungsrichtungen an der Universität Freiburg.

Partenariat entre Nestlé et Fribourg

L'Université de Fribourg et le Centre de Recherche Nestlé ont signé le 1^{er} juin un accord de partenariat de trois ans portant sur l'étude des propriétés structurelles et matérielles des nutriments. Selon les termes de cet accord, les deux parties contribueront à part égale à un montant total de 2,3 millions CHF dédiés aux activités de recherche d'un nouveau groupe créé au sein de l'Université de Fribourg, nommé «Food Physics for Health and Pleasure».

(voir portrait p. 42)

Généreux soutien de l'UBS

Les éditions Faton de Dijon ont édité au mois de mai une monographie intitulée «La faïence de Fribourg». Des chercheurs de l'Université de Fribourg, du Service de l'archéologie cantonale, de l'HES FR, du Service des biens culturels ainsi que des Universités de Lausanne et Zurich se sont en effet intéressés à deux manufactures de faïence fondées dans le canton de Fribourg durant le XVIII^e siècle, l'une à Vuadens (active de 1753 à 1756), l'autre à Fribourg (de 1758 à 1844). Si leur production était mal connue, les scientifiques ont identifié dans les deux sites des objets d'une qualité tout à fait remarquable.

Le livre nouvellement paru est le couronnement d'une recherche de trois ans, soutenue par le Fonds national suisse. Ce travail pluri- et interdisciplinaire a associé les domaines de l'histoire, l'histoire de l'art, l'archéologie, l'archéométrie et l'héraldique. La publication exhaustive de l'ensemble des données scientifiques recueillies a été rendue possible grâce à des dons importants de la Ceramica Stiftung de Bâle et de la Fondation UBS

pour la culture de Zurich. Lors de la conférence de presse du 22 mai dernier, Louis-Philippe Cardis, directeur UBS Fribourg (à droite sur la photographie), a transmis un chèque de 20'000 CHF au Prof. Marino Maggetti du Département des géosciences, directeur du projet (à gauche).

Par ailleurs, la recherche et la publication de la monographie ont permis la mise sur pied d'une exposition au Musée d'Art et d'Histoire de Fribourg, ouverte jusqu'au 19 août prochain. Le public peut y admirer la haute qualité de la faïence fribourgeoise qui rivalise sans peine avec celle des autres manufactures suisses et européennes.



Donation en faveur de la formation «bilingue plus»

La Fondation Sophie et Karl Binding a attribué à la formation «bilingue plus» de l'Université de Fribourg un montant de 200'000 CHF. Sise à Bâle, la fondation, qui a vu le jour en 1963, est active dans les domaines de l'environnement, du social, de la formation et de la culture. En collaboration avec la Fondation suisse d'études, elle a récemment lancé le programme «Univers Suisse» qui promeut l'idée d'une Suisse dynamique et diverse. Les buts du pro-

gramme «Univers Suisse» rejoignant en grande partie ceux de la formation «bilingue plus» – notamment en ce qui concerne la promotion du plurilinguisme et des compétences interculturelles – une convention a été signée entre l'Université de Fribourg et la Fondation Sophie et Karl Binding. Une collaboration entre les deux programmes est également prévue.

Nouvelle convention BeNeFri

Les Facultés de droit des Universités de Berne, Neuchâtel et Fribourg, appartenant au réseau BeNeFri, ont signé une nouvelle convention de branche visant trois buts principaux. Il s'agit d'une part de permettre aux étudiant-e-s du niveau Master de suivre des cours dans l'une ou l'autre université partenaire. D'autre part, les examens réussis ou des résultats tels que les crédits et les notes sont mutuellement reconnus. Enfin, les doctorant-e-s obtiennent un accès à l'ensemble des infrastructures de ces universités partenaires, et en particulier aux bibliothèques.

Prävention für Familien

Für die Entwicklung der Kinder ist das Elternhaus von entscheidender Bedeutung. So hängt das Befinden der Kinder im hohen Masse von dem Befinden der Eltern ab, ihrer Partnerschaftsqualität als auch ihrem Erziehungsverhalten. Immer mehr Eltern benötigen Unterstützung. Im selben Ausmass sind auch Fachpersonen auf der Suche nach erprobten und überprüften Hilfestellungen für Familien und Programmen, die Eltern in verschiedenen Lebensphasen unterstützen können. Das Institut für Familienforschung und -beratung organisierte Anfang Juni eine Tagung zum Thema «Prävention für Familien», an der über 250 Fachleute aus der ganzen Schweiz teilnahmen. Verschiedene Forschungsergebnisse und

erfolgreiche Praxisbeispiele für Erziehung und Elternschaft wurden vorgestellt und diskutiert.

Rencontre internationale des robots

La 4^{ème} édition du concours de robotique Fribot a eu lieu au début du mois de mai à Péroilles 2. Intitulée cette année «James Bond 2007», la manifestation a accueilli plus d'une centaine de spectateurs qui ont assisté à la compétition entre 16 robots. L'équipe «Etreinte mortelle» a remporté la victoire. Pour la première fois, deux équipes étrangères étaient inscrites au concours : une équipe de l'Université de Lancaster (Angleterre) et une équipe de l'Université Technique d'Ilmenau (Allemagne). Les autres équipes sont venues des quatre régions linguistiques de la Suisse.



Des quotidiens à suivre

Peu people, le couple «temps et médias» ne fera sans doute jamais l'objet d'une série d'articles dans nos journaux, mais son importance est croissante dans la vie rédactionnelle du journaliste. La forme médiatique du feuilleton et ses artifices scripturaux en sont l'expression. Une narratologue de l'Université de Fribourg mène l'enquête.

par Samuel Jodry

projet

Il y a les dépêches d'agences anorexiques des journaux gratuits essayés dans les halls de gare, qui se parcourent le temps d'un Fribourg-Lausanne en deuxième classe et meurent sans un dernier regard sous une banquette de train. Et il y a les histoires à intrigues, les affaires à rebondissements, les événements prometteurs en suspense et candidats à des développements futurs. Ces nouvelles nourrissent les quotidiens et leur lectorat sous une forme rédactionnelle aujourd'hui amplement utilisée, le récit sérialisé (ou feuilleton médiatique). Responsable du projet «Formes et fonctions de la narration journalistique contemporaine – Etude de la presse écrite romande», Françoise Revaz explique que certains spécialistes de la presse affirment que tout n'est que narration dans un journal, alors que d'autres soutiennent au contraire que, une nouvelle chassant l'autre, l'art journalistique ne peut tendre à ce style d'écriture. Mais la professeure de linguistique au Département de français constate que l'information est bien délivrée de manière croissante dans le moule du récit sérialisé, non sans préciser que celui-ci a des caractéristiques propres qui le distinguent des canons de la littérature.

Un récit page après page

Cœur de la recherche menée par la Prof. Revaz, avec le concours des chercheurs Stéphanie Pahud et Raphaël Baroni, le récit médiatique et ses expressions linguistiques ont été débusqués au fil des éditions de six quotidiens romands, durant une année complète (Le Temps, le Matin, 24 Heures, La Tribune de Genève, La Liberté et L'Express). Travail de bénédictin s'il en est, cet examen a permis de dégager plusieurs nouveaux axes exploratoires dans l'analyse linguistique. Comme l'explique Françoise Revaz, «notre

approche linguistique est basée sur des données empiriques précises et approfondit la question de l'articulation de la temporalité narrative avec la temporalité des médias». Tel est l'enjeu, tant pour les analystes du discours que pour les journalistes, face à leurs écrans blancs d'ordinateur : comment jongler avec une double contrainte d'écriture, fournir au lecteur ses pages de récits ponctuels complets et achevés (fonction informative et explicative de la presse) et exacerber sa curiosité en lui livrant sur une périodicité plus importante (de plusieurs jours à plusieurs mois) des informations «feuilletonisées», c'est-à-dire les tranches d'un récit à venir et en devenir.

Le temps des mots

Sans pouvoir négliger le double poids de l'impossible rétention d'informations, parce que la concurrence veille, et de l'impossible maîtrise des événements futurs, le journaliste doit savoir travailler avec le temps. Et son

«Je ne regarderai plus la télévision, ni ne lirai la presse comme avant !» Les propos d'un professeur de l'Université Mohammed V, à Rabat, sont significatifs de l'intérêt que les participants au colloque international «Les hommes et les récits : reconnaître, classer, interpréter» ont porté au travail de recherche de Françoise Revaz, Stéphanie Pahud et Raphaël Baroni. Tenue du 24 au 26 mai 2007 entre les murs parisiens de l'Institut National des Langues et Civilisation Orientales, cette rencontre était axée sur les récits littéraires, mythes et autres légendes, mais l'occasion était trop belle «pour ne pas venir présenter notre démarche d'analyse linguistique des récits journalistiques et nos buts», raconte la Prof. Revaz. Et si de doctes suggestions ont surgi quant aux théories d'analyse, le coup de poker parisien est une réussite.

Le projet «Formes et fonctions de la narration journalistique contemporaine – Etude de la presse écrite romande» a débuté le 1^{er} octobre 2005 et s'achèvera le 30 septembre 2008. Financé par le Fonds national suisse, il est réalisé en collaboration avec le Prof. Antoine Maurice de l'Université de Neuchâtel.

écriture est marquée par cette temporalité. La Prof. Revaz établit l'existence d'un continuum narratif médiatique qui va de la chronique linéaire (sans qu'un fait inattendu ne vienne jouer les perturbateurs) au récit fait d'intrigue et de dénouement, en passant par les relations dont les événements rapportés ont un lien causal entre eux. Ces divers degrés de narrativité ont un rapport au temps rétrospectif ou prospectif. Si la narration prospective est possible sous la forme d'une chronique ou d'une relation (bulletin météo, horoscope), la forme même de récit prospectif peut-elle exister dans les médias ? Le feuilleton médiatique garde-t-il les spécificités du récit au sens strict (nœud et dénouement) quand il porte sur des événements en devenir ? «A la différence du récit littéraire, où l'auteur peut décider du dénouement de son histoire, le journaliste, dans le récit sérialisé, ne peut prétendre avoir connaissance par avance de la conclusion des faits rapportés.»

Informers sur l'imprévisible

Nouvelle catégorie narrative, le feuilleton médiatique entre dans une zone grise quand il fraie avec la prospection. L'histoire est en marche, et le journaliste doit suivre le rythme et la dynamique des actions, en sachant composer avec leur incomplétude. Incomplétude d'un événement inachevé générant un certain suspense ou celle d'une histoire qui, bien qu'achevée, demande un complément d'information et suscite de la curiosité. Et parce que la déontologie de son corps de métier le lui interdit, le rédacteur ne peut poser d'affirmations sur ce qui n'est pas encore advenu. Et s'il peut toujours construire des hypothèses sur l'à-venir, restent son art et le développement du récit feuilletonisé pour coller au plus près d'une actualité qui ne peut être racontée en une seule édition ou dont le dénouement ne peut être que sujet de prévisions.



La suite dans le prochain numéro

Outre l'emploi du conditionnel, le recours à un identifiant («L'affaire Dutroux»), l'implantation de balises temporelles, de tournures continuatives («Sharon à nouveau opéré») ou conclusives («La saga s'achève cette semaine»), l'insertion, à l'intérieur de l'article-épisode, de synthèses reprenant les éléments de l'histoire en cours («Pour rappel...») et l'élaboration de configurations hypothétiques et provisoires sont autant de marques linguistiques de l'incertitude, de la probabilité ou du mystère maniées par le journaliste-narrateur pour faire face aux contraintes temporelles de l'événement. Et frôler ainsi, sans pour autant la faire sienne, une conclusion à venir. La question sera alors de savoir, pour Françoise Revaz et ses assistants, si le récit sériel, portant sur des événements en devenir, et donc au dénouement partiellement ou totalement inconnu du journaliste, peut encore prétendre à l'étiquette stricte de récit. Et que devient, dans cette charpente narrative, la notion d'intrigue ? Une recherche à suivre. ■

Auf den Spuren der «Crème de la Crème»

Wieso ist ein Joghurt stichfest, ein anderes cremig? Nahrungsmittel sind ein probates Mittel zur Kalorienzufuhr, bieten aber auch zuhauf Anschauungsmaterial für physikalische und chemische Phänomene. Eine vor kurzem ins Leben gerufene Forschergruppe am Physikdepartement will nicht nur Joghurts auf den Kopf stellen, sondern längerfristig das ganze Ernährungssystem.

von Tanja Aebli

portrait

Knackig und frisch, schnell in der Zubereitung und einzigartig im Geschmack sollen die Produkte sein, die wir in den knapp bemessenen Pausen zwischen die Lippen pressen. So wünscht es der Kunde. Die Realität ist allzu oft eine andere: Etliche Fast-Food-Produkte sind meilenweit von der Sterneküche entfernt, was Aroma und Konsistenz anbelangt. Von gesund keine Spur. Ernährungstechnisch stellt manch ein Produkt in den Regalen – etwa ein Ketchup mit 30 Prozent Zuckeranteil – ein Kapitalverbrechen am menschlichen Organismus dar. Längst hat die Übergewichtsepidemie aus Nordamerika unsere Breitengrade erfasst und droht zur Zivilisationskrankheit Nummer eins zu werden; in der Schweiz bringt heute jedes fünfte Kind zu viele Pfunde auf die Waage. Diabetes, Herz-Kreislaufkrankheiten und psy-

chische Probleme sind mögliche Langzeitschäden.

Schnell versus gesund?

«Grundsätzlich habe ich nichts gegen Fast- und Convenience-Food», stellt Anna Stradner klar, Leiterin der im Februar 2007 gegründeten Allianz zwischen der Universität Freiburg und dem Nestlé Research Center mit dem Namen «NesFri Group – Food Physics for Health and Pleasure». Ihre Vision: Die Ernährung trotz «Fastfood» wieder zu einer gesunden Angelegenheit werden zu lassen. Viele Leute hätten heute nicht mehr Zeit und Muse, selbst im Kochtopf zu rühren, geschweige denn das eigene Gemüse zu ziehen. Diesen Personen müssten Mahlzeiten angeboten werden, die so natürlich wie möglich seien, bzw. wenig oder keine Konservierungsstoffe und Zusätze wie Geschmacksverstärker enthielten, fordert Anna Stradner, Vegetarierin und laut eigenem Bekunden ausgewiesene Feinschmeckerin. An der Wissenschaft liege es, revolutionäre Techniken zu entwickeln, die ein neues kulinarisches Zeitalter für Fertiggerichte einläuteten.

Ihre sechsköpfige Forschungsgruppe verschreibt sich in erster Linie der Grundlagenforschung. Ziel ist es, mit Hilfe modernster experimenteller Technik die strukturellen Prinzipien der Natur zu verstehen und so von ihr zu lernen. Eine beim Nahrungsmittelkonzern Nestlé angesiedelte Spiegelgruppe wird versuchen, die Freiburger Ergebnisse für den Anwendungsbereich umzumünzen. Der Wissenstransfer soll unbürokratisch erfolgen, das Profil der von Nestlé auch finanziell unterstützten Forschergruppe in Freiburg sich nach und nach entwickeln.

Grossen Handlungsbedarf ortet die Naturwissenschaftlerin auch im Functional Food,



bzw. der Bioverfügbarkeit von Nähr- und Vitalstoffen: «Es nützt wenig, in eine Steinmauer reinzubeissen. Obwohl der Kalziumanteil darin nicht zu überbieten ist, hat der Körper nicht viel davon.» Aufgabe der Nahrungsmittelindustrie sei es, Vitalstoffe wie z.B. Spurenelemente, Mineralstoffe und Vitamine in ein Produkt funktionell so einzubinden, dass sie der Körper auch optimal aufnehmen und verwerten könne. Die im Verlaufe der letzten Jahre erworbenen Kenntnisse in der Physik der weichen kondensierten Materie, also Materialien, die sich unter mechanischem Druck leicht verformen lassen, kommen Anna Stradner bei ihren aktuellen Fragestellungen unmittelbar zugute. Insbesondere das Wissen über Kolloide – Teilchen von der Grösse eines tausendstel Millimeters oder weniger, die in fast allen Bereichen des Lebens auftauchen, dispergiert in Flüssigkeiten wie Milch, Mayonnaise, Butter oder Bier – dürfte helfen, die strukturellen Eigenschaften (Stabilität und Lagerfähigkeit) von Nahrungsmitteln langfristig zu verbessern.

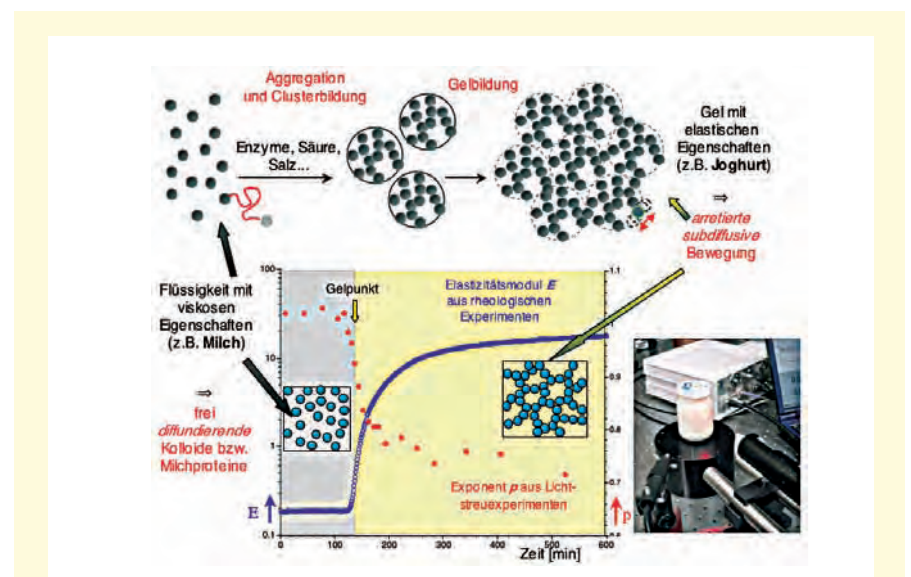
Interdisziplinäre Ingredienzien

Anna Stradner kennt keine Berührungängste mit anderen Disziplinen. Die fachliche Weitsicht hat sich bereits mehrmals auszahlt. So setzte sie in Zusammenarbeit mit Prof. Peter Schurtenberger Modelle aus der Kolloidphysik für die Untersuchung von Proteinen ein. Die Wissenschaftler konnten zeigen, dass das Kolloidmodell für die Beschreibung der Proteinaggregation äusserst gut geeignet ist. Die Anwendung dieser Modelle führt zu einem besseren Verständnis der Abläufe bei der Entstehung von Grauem Star oder anderen sogenannten Proteinkondensationskrankheiten wie Alzheimer oder Parkinson. Diese Erfahrungen sollen nun die Basis für die Forschung an Nahrungsmitteln liefern, um so die Parameter, die den strukturellen und mechanischen Eigenschaften zugrunde liegen, identifizieren, besser kontrollieren und manipulieren zu können.

Weiche Materie und hartes Brot

Dass sie dereinst in der Schweiz und in einem vorwiegend männlich dominierten Forschungszweig Fuss fassen würde, hätte Anna Stradner nicht vermutet, als sie sich in Graz am Gymnasium, in einer reinen Mädchenklasse,

für Chemie begeistern liess. Der Gedanke, dass naturwissenschaftliche Themen eher Männern vorbehalten sein könnten, sei in diesem Umfeld gar nie aufgekommen, erinnert sie sich. Nach wie vor ist sie überzeugt, dass Männer wie Frauen gleichberechtigt Zugang zu diesem Fach haben. Einzig die Strukturen, die sich darum herum gebildet hätten, seien aus historischen Gründen männlich geprägt. Naturwissenschaften blieben, was Karriere und Perspektiven anbelange, ungeachtet des Geschlechtes ein «hartes Brot», in das es sich aber hineinzubeissen lohne. ■



Die Joghurtherstellung als Sol-Gel Prozess

Die «universellen» Eigenschaften von Kolloiddispersionen und Gelen erlauben es, die aus Modellexperimenten gewonnenen Erkenntnisse auch auf «reale» Systeme, wie sie für eine Vielzahl industrieller Anwendungen eingesetzt werden, zu übertragen. Als Beispiel dient hier ein in der Kolloidphysik wichtiger Prozess, der Sol-Gel Übergang. Dabei werden Partikel in konzentrierten kolloidalen Suspensionen («Sol») destabilisiert, sodass sie aggregieren und ein zusammenhängendes Netzwerk («Gel») bilden. Dieser Vorgang wird z.B. für die Produktion moderner Hochleistungskeramiken verwendet. Genau nach dem gleichen Prinzip verläuft auch die Joghurtherstellung. Die Kaseinmizellen (Milchproteine mit Radius = 100 - 150 nm), die sich in der Milch frei bewegen, werden durch Säurezugabe destabilisiert, aggregieren und bilden ein Gel (Joghurt). Dabei sind die gleichen Änderungen in der lokalen Dynamik und Struktur wie bei Modellkolloiden zu beobachten. Konzepte und Methoden aus der Grundlagenforschung lassen sich damit direkt für die Beschreibung von solch komplexen Lebensmittelsystemen heranziehen. Dank der optischen Mikrorheologie – eine in der Grundlagenforschung zur Untersuchung von Gelen entwickelte Lichtstremethode – kann die Joghurtbildung auf vollkommen berührungs- und zerstörungsfreie Art verfolgt werden.

Endormir le cancer

Comprendre pourquoi et comment certaines cellules entrent en état de quasi-hibernation alors que d'autres ne cessent de se multiplier jusqu'à provoquer des maladies comme le cancer. Le Prof. Claudio De Virgilio, récompensé par le Prix Leenaards 2007, consacre ses recherches à cette épineuse question dans l'espoir de découvrir un jour un médicament.

par Christine Carrard

projet

Prix Leenaards 2007

Pour leur projet de recherche «Understanding and treatment of mTORC1-dependant hyperproliferative diseases», le Prof. Claudio De Virgilio et ses collaborateurs Andreas Mayer, professeur au Département de biochimie de l'Université de Lausanne, et Robbie Loewith, professeur au Département de biologie moléculaire à l'Université de Genève, ont reçu au mois d'avril le Prix Leenaards 2007 pour la promotion de la recherche scientifique, d'une valeur de 400'000 francs. Cette somme leur permettra de poursuivre leurs recherches durant les trois prochaines années. Les trois chercheurs sont également soutenus par le FNS.

Claudio De Virgilio est professeur au Département de biochimie.
claudio.devirgilio@unifr.ch

Au cours de leur vie, 40% des personnes habitant en Suisse sont atteintes d'un cancer: 31'000 nouveaux cas sont diagnostiqués chaque année, ce qui représente la deuxième cause de mortalité dans le pays. Les origines de cette maladie sont multiples : elle est soit exogène au patient, résultant de facteurs extérieurs au corps humain tels que la fumée active ou passive, l'exposition au soleil ou à des radiations ionisantes, soit endogène, provenant le plus souvent de facteurs génétiques. Afin de développer des traitements plus efficaces, la compréhension des mécanismes amenant à la prolifération des cellules, et en particulier des cellules cancéreuses, est déterminante puisque ces dernières se reproduisent de manière excessive et anarchique dans toutes les formes de cancer.

Dans cette perspective, le Prof. Claudio De Virgilio, du Département de biochimie, en collaboration avec ses collègues des Universités de Lausanne et Genève, concentre ses recherches sur la protéine mTOR. Cette dernière constitue l'un des éléments responsables du contrôle de la croissance cellulaire, laquelle peut être également à la base des dérèglements provoquant le cancer. Selon les estimations, sa fonction serait perturbée et hyperactivée dans 70% des tumeurs humaines, de manière directe ou indirecte.

Quand la levure hiberne

Pour examiner ces processus cellulaires, le Prof. De Virgilio travaille avec la levure *Saccharomyces cerevisiae*, la même levure qui est utilisée pour la production de la bière et du pain. Possédant une organisation cellulaire identique à celle des cellules humaines, la levure est à la fois un modèle très sophistiqué et un organisme simple à manipuler. Présentant une voie de signalisation mTOR

complète et très similaire à celle de l'homme, ce microorganisme unicellulaire peut croître et se diviser toutes les 90 minutes si tous les éléments nutritifs (sucre, nitrogène, phosphate, sels minéraux, oligo-éléments, vitamines) sont présents dans son environnement. Un autre avantage est que le génome de cette levure a été entièrement décrypté et ses 5700 gènes identifiés. Une collection de 5000 souches mutantes, présentant chacune une altération sur un gène différent, est également à la disposition des scientifiques.

Lorsque les nutriments viennent à manquer ou si la levure rencontre des conditions défavorables telles que la chaleur ou la sécheresse, la cellule renonce à croître et se diviser. Les réactions biosynthétiques sont alors arrêtées et des systèmes de défense, permettant la survie de la cellule, sont enclenchés. Cet état de quiescence – une sorte d'hibernation dans laquelle la plupart des cellules eucaryotes et des organismes unicellulaires passent une grande partie de leur existence – constitue une réponse naturelle à des conditions extérieures devenues subitement défavorables. Grâce notamment à ses réserves de glycogène, la levure est alors capable de survivre très longtemps – parfois durant une centaine d'années – dans l'attente de jours meilleurs. Si les conditions s'améliorent, la cellule va alors détruire les machineries défensives et réenclencher les réactions biosynthétiques. Ces réactions d'harmonisation sont les pièces d'un processus fondamental, qui se déroule aussi et d'une façon très similaire dans le corps humain.

mTOR, endors-toi !

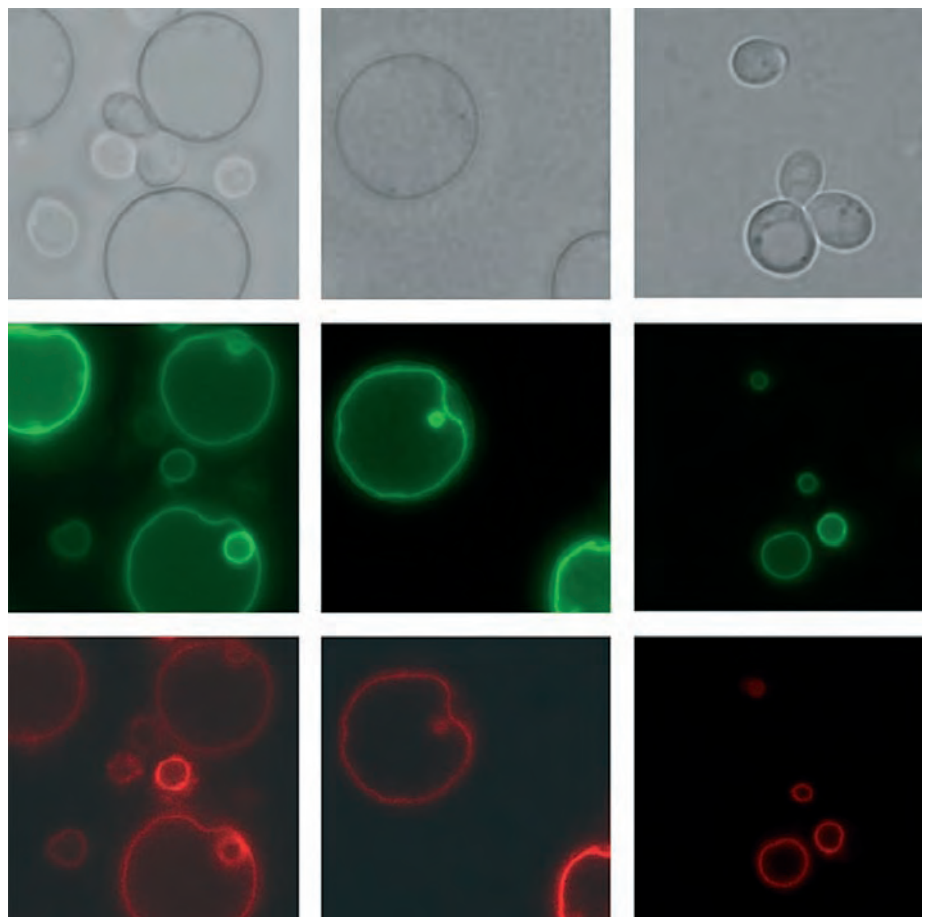
Avec ses collaborateurs, le Prof. Claudio De Virgilio a réussi à identifier un mécanisme moléculaire permettant à une cellule en état

de quiescence d'entrer dans sa phase de division cellulaire, un phénomène très peu étudié. «C'est assez paradoxal puisqu'environ 90% des cellules eucaryotes sont continuellement dans un état de quiescence. C'est le cas notamment de la majorité des cellules d'un être humain adulte telles que les cellules nerveuses», fait remarquer le chercheur. Comprendre ce processus pourrait permettre de développer une cible thérapeutique pour lutter contre certaines infections fongiques ou le cancer. Le Prof. De Virgilio s'est donc intéressé aux mécanismes moléculaires permettant de sortir de l'état de quiescence... en commençant par forcer les levures à «s'endormir», ceci à l'aide d'un produit bactérien naturel connu sous le nom de rapamycine. Un produit utilisé depuis longtemps dans la médecine, notamment pour réduire les réactions immunitaires des personnes greffées et ainsi empêcher le rejet de l'organe transplanté. Dans le cadre des expériences avec la levure, la rapamycine est utilisée pour inhiber mTOR, la fameuse protéine responsable du contrôle de la croissance des cellules, permettant alors d'accélérer l'entrée des cellules dans un état de quiescence.

Un médicament tant espéré

Les scientifiques ont constaté que lorsque des cellules mutantes de levure endormies à la rapamycine sont replacées dans leur milieu normal – un traitement censé les réveiller – plusieurs d'entre elles sont incapables de sortir de cet état de léthargie. Il est apparu que ces dernières portent toutes des défauts dans des protéines associées à la membrane de la vacuole cellulaire, laquelle est chargée d'éliminer et de recycler les protéines contenues dans la levure. «On a remarqué que cette vacuole grossit considérablement sous l'effet de la rapamycine, jusqu'à occuper presque tout l'espace dans la cellule. Durant la phase de réveil, elle reprend sa taille normale, sauf chez les cellules avec des gènes mutants», explique le Prof. De Virgilio. Le bon fonctionnement de ces protéines associées à la membrane vacuolaire est donc une condition *sine qua non* pour faire sortir une cellule de son état de quiescence consécutif à l'inhibition de TOR par la rapamycine. Les chercheurs espèrent désormais développer de nouvelles méthodes pour le diagnostic des maladies cancé-

reuses reliées à mTOR et, à terme, de nouvelles thérapies contre le cancer en trouvant des substances médicamenteuses bloquant efficacement les nouvelles protéines identifiées. L'analyse du processus analogue chez l'homme a démontré que les protéines TOR et Rag C (l'homologue humain de l'une de ces importantes protéines associées à la membrane vacuolaire) sont surexprimées dans certaines cellules tumorales. Ainsi, si la fonction de Rag C est également impliquée dans la sortie de l'état de quiescence des cellules de mammifères, il pourrait représenter une cible de choix pour un traitement anticancéreux. ■



Les levures *Saccharomyces cerevisiae* avec, en rouge, les membranes vacuolaires et, en vert, des protéines associées à la membrane vacuolaire. Sur la colonne à gauche : une souche sauvage soumise à un traitement de rapamycine. Sur les colonnes du milieu et à droite : les mêmes souches 8 et 24 heures après leur remplacement dans un milieu normal (sans rapamycine). Les énormes vacuoles, induites par la présence de la rapamycine, finissent par reprendre leur taille originale.

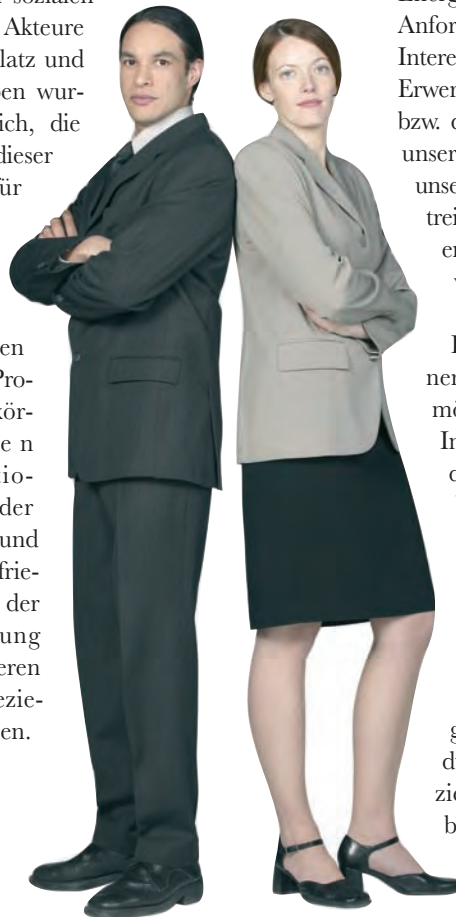
Wohlbefinden in Beruf und Partnerschaft: Sind Egoisten besser dran?

In der globalisierten Ökonomie erhalten weltweit konkurrierende Akteure die Botschaft: «Bringe Deine Schäfchen ins Trockene, denn hier steht sich jeder selbst am nächsten». Eine solche Sozialisation kann auch an privaten Beziehungen nicht spurlos vorbeigehen. Zahlt sich auch dort die Maximierung des individuellen Nutzens aus?

von Petra Klumb

projekt

In einer Studie mit gut ausgebildeten, berufstätigen Elternpaaren sind wir dem Alltag in Doppelkarriere-Familien nachgegangen. Dabei wurden die über 50 teilnehmenden Paare über sechs Tage hinweg fünfmal täglich per Taschencomputer aufgefordert, Angaben zu ihren Tätigkeiten, Erlebnissen sowie ihrer aktuellen Stimmung zu machen. Dieses so genannte Zeitschichtenverfahren ermöglichte es, dem «wahren Leben» dieser Eltern so nah wie nur möglich zu kommen. Durch die Erweiterung der Forschungsperspektive um den sozialen Kontext der Akteure am Arbeitsplatz und im Privatleben wurde es möglich, die Bedeutung dieser Kontexte für die Realisierung individueller Ziele zu ergründen und diese Prozesse mit körperlichen Stressreaktionen auf der einen Seite und mit der Zufriedenheit mit der Partnerschaft auf der anderen Seite in Beziehung zu setzen.

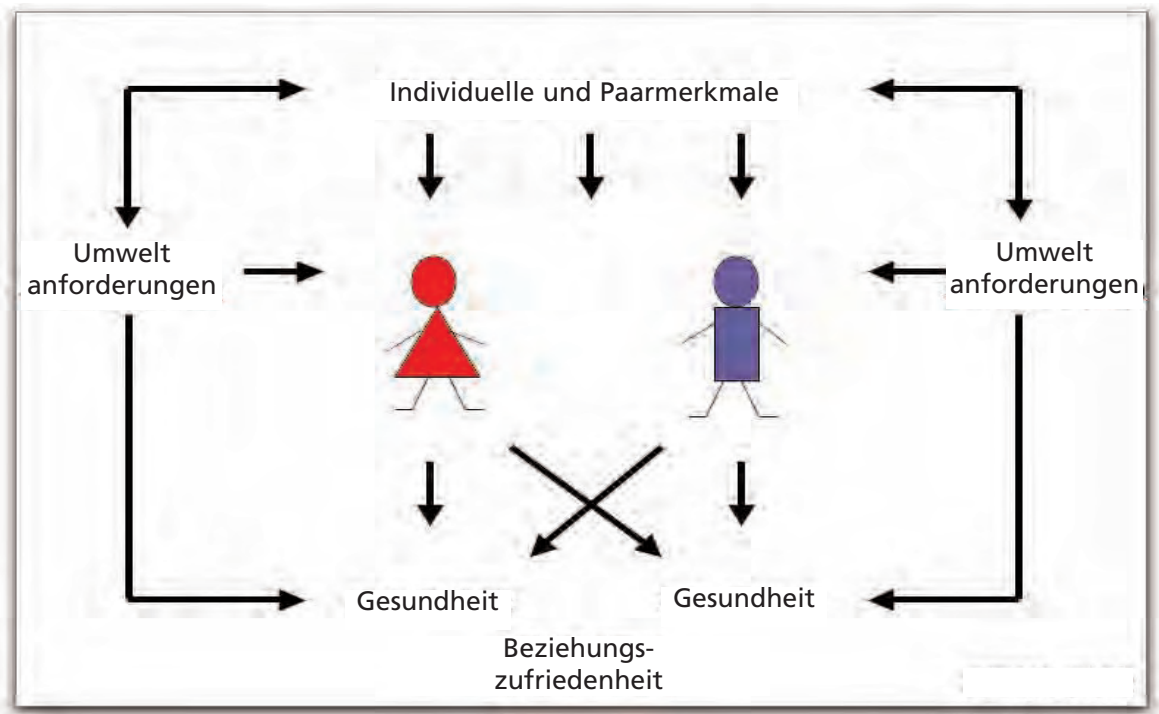


Arbeitszeit und Stresshormone: Viel kann auch viel schaden

Während frühere Untersuchungen fast ausschliesslich auf die Qualität der Arbeitsbedingungen und deren körperliche Folgen fokussierten, konnten wir zeigen, dass mit jeder Stunde, die eine Person länger am Arbeitsplatz bleibt, die Menge des an dem Tag ausgeschütteten Stresshormons Cortisol ansteigt, aber auch mit jeder Stunde, die sie im Haushalt arbeitet. Das ist ein Befund von praktischer Relevanz, zumal laut gängiger Auffassung das Cortisol hilft, Energie für die Bewältigung alltäglicher Anforderungen aufzubringen. Das wirklich Interessante aber sind die Auswirkungen der Erwerbs- und Hausarbeit des jeweiligen Partners bzw. der Partnerin: Während jede Stunde, die unser Partner mit Erwerbsarbeit verbringt, unser Cortisolniveau zusätzlich in die Höhe treibt, hat die Hausarbeit des Partners eine entgegengesetzte Wirkung, sie führt zu einer verminderten Cortisolausschüttung.

Für den Effekt der Erwerbsarbeit des Partners gibt es verschiedene Erklärungsmöglichkeiten. Es könnte sein, dass das Individuum die eigene Zielverfolgung durch die langen Arbeitszeiten des Partners bedroht sieht, insbesondere, wenn es keinen Einfluss darauf nehmen kann. Es könnte aber auch die Sorge um den Partner sein, die den Stresshormonspiegel ansteigen lässt. Schliesslich ist es möglich, dass durch längere Arbeitszeiten einfach weniger Zeit für gemeinsame Aktivitäten bleibt und dadurch die positiven Effekte der Partnerschaft wegfallen. Was den Hausarbeitseffekt anbelangt, so gehen wir davon aus, dass es sich um die entlastende Wirkung von sozialer Unterstützung durch den Partner handelt.

*Petra Klumb ist Professorin am Departement für Psychologie und befasst sich insbesondere mit sozialen Beziehungen am Arbeitsplatz, organisationalem Lernen und Stress in Organisationen.
petra.klumb@unifr.ch*



Arbeitsteilung: Mangelnde Fairness hat ihren Preis

Ausserdem interessierte uns, wie die Arbeitsteilung zwischen den Partnern sich auf die Zufriedenheit in der Paarbeziehung auswirkt. Im Einklang mit den von uns angestellten gerechtigkeits-theoretischen Überlegungen fanden wir folgenden Zusammenhang: Je ungleicher der Zeitaufwand für Haus- und Erwerbsarbeit verteilt war, desto unzufriedener waren beide Partner. Dieser negative Effekt konnte jedoch durch die für die ausgeführten Tätigkeiten erhaltene Anerkennung aufgehoben werden. In der Perspektive der Arbeitsgruppe um Johannes Siegrist von der Universität Düsseldorf kann dieser Befund so interpretiert werden, dass die ungleiche Belastung durch produktive Tätigkeiten durch soziale Anerkennung ausgeglichen werden kann.

Ist jeder sich selbst der Nächste?

Die dritte Fragestellung ging über die Beschäftigung mit der reinen Zuteilung von Zeit zu verschiedenen Tätigkeiten hinaus und berücksichtigte zusätzlich deren Wichtigkeit gemessen an berufs- und familienbezogenen Zielen. Dabei zeigte sich auf der individuellen Ebene, dass die Durchführung von Aktivitäten, die die Erreichung von persönlich bedeutsamen Zielen behindern, gleichzeitig mit vermindertem Wohlbefinden und vermehrter Stresshormonsekretion einhergeht. Damit bestätigen wir eines der zentralen Postulate der psychologischen Stresstheorien, dass nämlich Stress in erster Linie durch die wahrgenommene Ge-

fährdung eigener Ziele entsteht. Auf der sozialen Ebene haben wir Belege für vielfältige Wechselwirkungen zwischen den Zielverfolgungsaktivitäten der beiden Partner gefunden. Zielkonflikte auf der Ebene des Paares führten beispielsweise zu verminderter Zielverfolgung der beiden Partner im Alltag. Die Möglichkeit aber, zeitgleich an als wichtig erachteten Zielen zu arbeiten, erhöhte nicht nur das Wohlbefinden der Partner, sondern bewirkte auch langfristige Veränderungen z.B. in Bezug auf Meisterung und empfundene Sinnhaftigkeit des Lebens.

Zusammengenommen ergeben diese Befunde folgendes Bild: Es ist für das individuelle und partnerschaftliche Wohlbefinden mindestens ebenso wichtig, die Interessen des Anderen zu berücksichtigen wie die eigenen zu verfolgen. Diese Botschaft passt zu dem Paradigmenwechsel, der in den letzten Jahren in den Sozialwissenschaften stattgefunden hat: Anstelle des Eigeninteresses als Triebfeder menschlicher Tätigkeit stehen inzwischen Konstrukte wie Altruismus, Fairness und Vertrauen im Mittelpunkt des Interesses von psychologischer, soziologischer und wirtschaftswissenschaftlicher Forschung. ■

KMU als generöse Spender

Nicht erst seit der neuesten Diskussion über «Corporate Social Responsibility» tragen die KMU in der Schweiz einen erheblichen Teil zur Finanzierung von Nonprofit-Organisationen bei. Eine repräsentative Studie des Verbandsmanagement Instituts der Universität Freiburg (VMI) bietet erstmals aktuelle Zahlen zu dieser gesellschaftlich wichtigen Rolle der KMU.

studie

von Georg von Schnurbein

Wenn von unternehmerischen Wohltätern die Rede ist, fällt die Aufmerksamkeit meist auf die Millionenspenden der Grossunternehmen wie UBS oder Novartis. Aus gesellschaftlicher Sicht spielen aber die KMU als Unterstützer eine viel bedeutendere Rolle: Laut Bundesamt für Statistik sind 99,7% der Schweizer Unternehmen KMU, die insgesamt zwei Drittel der Beschäftigten stellen. Die Spenden dieser vielen Unternehmen ermöglichen erst die Vielfalt an Vereinen und Nonprofit-Organisationen in der Schweiz. Dabei wird der Unterschied zwischen Global Player und KMU auch im Spendeverhalten deutlich.

Während die globalen Grossunternehmen bei ihrem gemeinnützigen Engagement jeweils einen strategischen Nutzen für ihr Geschäft mit einkalkulieren, lassen sich solche Übereinstimmungen zwischen Wohltäter und Unternehmer bei den KMU nicht feststellen. Laut der am VMI verfassten Diplomarbeit spenden KMU im Durchschnitt jährlich 2'733 CHF in Geldwerten und 633 CHF in Sachwerten – die nicht spendenden Unternehmen mit eingerechnet. Hinzu kommen knapp zwei Stunden Freiwilligenarbeit pro Woche.

Konstanz im Spendeverhalten

Die KMU ähneln in ihrem Spendeverhalten demjenigen von Privatpersonen. KMU spenden im Allgemeinen sehr breit, dafür aber häufig an die gleiche Nonprofit-Organisation. Die Spende-

zwecke sind sehr unterschiedlich und reichen vom Umweltschutz über Armenhilfe bis hin zu Suchtproblemen. Dadurch besteht auch selten ein direkter Zusammenhang zwischen dem Kerngeschäft und dem Spendenzweck. Diese Unabhängigkeit wird zusätzlich von der Tatsache untermauert, dass selbst die Mehrheit der KMU mit negativem Geschäftsergebnis im Untersuchungszeitraum gespendet hat.

Im Spendeverhalten der KMU spiegelt sich deutlich die regionale Verwurzelung der Unternehmen wider. Im eher ländlich geprägten Bereich spenden KMU überdurchschnittlich viel für Krankenhilfe und kirchliche Belange. Dagegen wird im städtisch geprägten Gebiet gerade für diese beiden Zwecke unterdurchschnittlich gespendet, dafür aber für die Hungerhilfe überdurchschnittlich häufig. Insbesondere mit Sachspenden unterstützen KMU die lokalen Nonprofit-Organisationen.

Das VMI betreibt seit vielen Jahren Forschungsprojekte zum Spendeverhalten und Fundraising-Management in der Schweiz. Dabei wird immer wieder deutlich, dass die Schweiz ein spendenfreudiges Land ist, wo nicht nur viel gespendet wird, sondern das Geld von den Nonprofit-Organisationen auch sinnvoll und effizient eingesetzt wird. ■

Das VMI vermittelt als Forschungs-, Weiterbildungs- und Beratungsinstitution Führungskräften von Vereinen, Verbänden, Genossenschaften, Stiftungen und weiteren NPO wissenschaftliches und fachliches Rüstzeug zur Lösung von Management-Aufgaben in Nonprofit-Organisationen. www.vmi.ch

Georg von Schnurbein ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am VMI. georg.vonschnurbein@unifr.ch



Religiosität als psychologisches Merkmal

Lässt sich eine so hoch komplexe Angelegenheit wie die Religiosität mit statistischen Methoden erfassen? Selbstverständlich, sagt der Freiburger Psychologe und Pädagoge Carmine Maiello und belegt dies akribisch auf 200 Seiten. Religionspsychologie nennt sich dieser Forschungszweig, der vor allem im angelsächsischen Raum derzeit einen Boom erlebt.

von Tanja Aebli

lecture

Leitend war für Carmine Maiello das Ziel, mit Methoden die Religiosität zu messen, die sich nicht nur auf eine Religionsgruppe – etwa die Christen oder die Muslime – beziehen, sondern auch für religionsübergreifende Vergleiche taugen. Oder mit anderen Worten: Religiositätsmessungen in verschiedenen Kulturen und Religionen müssen äquivalent sein, wenn interkulturelle Vergleiche angestrebt werden. Maiello verfolgte mit seinem Forschungsprojekt «Messung und Korrelate von Religiosität» damit Ansätze weiter, an deren Entwicklung er bereits als Assistent an der FU Berlin beteiligt gewesen war, die sich aber lediglich für die Erfassung von Religiosität innerhalb der christlichen Tradition eigneten. Seine in Freiburg hergeleitete und geprüfte «Degrees of Belief in God»-Skala ermittelt die Glaubensintensität in verschiedenen Kulturen und Glaubensrichtungen. Sie hebt sich von bisherigen Messungen in diesem Bereich durch ihre Genauigkeit, die Anwendbarkeit auf verschiedene Kulturen und Religionen und die geringe Anzahl Items ab und dürfte gerade deshalb in Zukunft zu einem unersetzlichen Instrument in der religionspsychologischen Forschung werden. Einziger Nachteil – so räumt der Autor selbst ein – ist der Umstand, dass sie nur theistische Religionen erfassen kann, zumal sie irgendeine Vorstellung eines Gottes voraussetzt.

Religionsübergreifende Elemente

Um die Reliabilität und Validität seiner Messungen zu überprüfen, konzentrierte sich Maiello auf 2124 Schüler und Schülerinnen im Alter zwischen 15 und 23 Jahren aus den Kantonen Zürich, Basel und Bern. Rund 800 davon waren Schweizer. Der wohl interessanteste Befund dieser Erhebung: Bestimmte Elemente bei gläubigen Menschen sind religi-

onsunabhängig, etwa die Suche nach Geborgenheit, Gerechtigkeit, Lebenssinn und die Rettung aus Not und Gefahr. Die höchsten Glaubenswerte bei dieser Stichprobe wurden bei den Muslimen ausfindig gemacht, gefolgt von den Katholiken.

Der Freiburger Psychologe ging noch einen Schritt weiter und fragte nach den Beziehungen zwischen Religiosität und wichtigen psychologischen, pädagogischen und sozialwissenschaftlichen Variablen. Mit teilweise erstaunlichen Ergebnissen: So geht etwa ein hoher Selbstwert mit einem hohen Glauben einher, wenn die Ängstlichkeitskomponente kontrolliert wird. Gleichzeitig lassen sich aber auch Zusammenhänge zwischen Labilität, Ängstlichkeit, Depressivität und Glauben nachweisen. Und: Gläubige gehen Streitigkeiten eher aus dem Weg, achten mehr auf ihre Gesundheit und sind in der Regel eher leistungsorientiert. Der Glaube korreliert überdies negativ mit der Einstellung zum Drogenkonsum und übt damit quasi eine Schutzfunktion im Hinblick auf eine Drogenabhängigkeit aus. Keinen Beleg lieferte die Untersuchung dafür, dass Glaube in der untersuchten Altersstufe in einem Zusammenhang mit dem Geschlecht steht. Nachteilig bzw. integrationshemmend kann sich eine hohe Religiosität bei jungen Ausländern auswirken, besonders wenn die tradierten Wertvorstellungen der Eltern von den Jugendlichen unkritisch übernommen werden.

Maiello bringt mit seiner Untersuchung Ergebnisse hervor, die für die klinische Psychologie und die Pädagogik von grossem Nutzen sind. Auch für Fragen nach der Triebfeder fundamentalistischer Strömungen sind solche religionspsychologische Ansätze relevant. ■



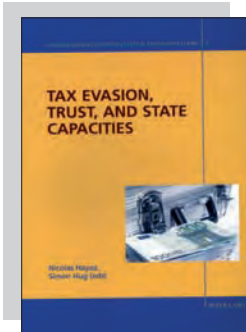
Messung und Korrelate von Religiosität; Beziehungen zwischen Glaubensintensität und psychologisch, pädagogisch, soziologisch sowie medizinisch relevanten Variablen. Waxmann Verlag.

Carmine Maiello studierte Psychologie, Biologie und Philosophie in Berlin und ist heute Lektor an der Universität Freiburg. Er hat zahlreiche interdisziplinäre Beiträge verfasst und ein Lehrbuch für Statistik inklusive Lernsoftware heraus gegeben. carmine.maiello@unifr.ch

lecture

Nicolas Hayoz, Simon Hug

«Interdisciplinary studies on Central and Eastern Europe»



Many recently democratized countries in Central and Eastern Europe, having escaped from communist rule and planned economies, face pressing problems related to the notions of tax evasion, trust and state capacities. Tax morale in changing political and economic contexts is of crucial importance. This raises a series of questions : What are the conditions under which people agree to pay taxes ? Why do people avoid taxes ? To what extent do the reasons for tax evasion vary from one region to another ?

The authors of this volume address these questions and try to assess the progress which has been made in Central and Eastern Europe with regard to improving tax morale through tax reforms and strengthening of extractive state capacities. A main insight is the complex causal relationship between the quality of fiscal institutions and tax morale. In addition, huge differences between countries of the former Soviet Union and central European countries, which are now members of the EU, can be observed not only at the level of democratic governance, of state capacities and the structures of trust, but also with regard to tax morale.

Thomas Metzger

«Antisemitismus in der Stadt St. Gallen 1918-1939»



In seiner sozial- und diskursgeschichtlichen Studie untersucht der Historiker Thomas Metzger den Antisemitismus in der Stadt St. Gallen während der Zwischenkriegszeit. Der Autor analysiert und vergleicht den Antisemitismus in den drei grossen Sozialmilieus der Stadt St. Gallen: dem katholischen, dem sozialistisch-sozialdemokratischen und dem liberalen. Darüber hinaus beschäftigt er sich mit den antisemitischen Organisationen in St. Gallen in den 1920er und 1930er Jahren, der «Christenwehr» bis zu den frontistischen Bewegungen. Mit seiner vergleichenden Lokalstudie zu den verschiedenen Sozialmilieus leistet Thomas Metzger einen wichtigen Beitrag zur Geschichte St. Gallens in der Zwischenkriegszeit und zur schweizerischen Antisemitismusforschung.

Gudrun Sailer

«Frauen im Vatikan»; Begegnungen, Porträts, Bilder



Der Vatikan – eine Männerdomäne? Vielleicht. Doch bei genauerem Hinsehen erkennt man: An vielen entscheidenden Stellen sind es Frauen, die die Fäden ziehen. Gudrun Sailer, die bekannte Redakteurin von Radio Vatikan, hat 16 «Frauen im Vatikan» getroffen und interviewt. Sie erzählen von ihrem Leben, ihrer Berufung und ihrer Arbeit im Vatikan, ihrer Meinung zu Papst und Kirche und bringen dabei eine oft unbeachtete weibliche Sicht ein. Ob als Leiterin der päpstlichen Filmothek wie Claudia di Giovanni, als Haushälterin und «Rechte Hand» des Papstes wie Ingrid Stampa, als Übersetzerin sämtlicher Papsttexte ins Deutsche wie (die Protestantin!) Sigrid Spath oder als Theologin wie Prof. Barbara Hallensleben. Letztere lehrt an der Universität Freiburg Dogmatik und Theologie der Ökumene. Im Vatikan hat sie mehrere Funktionen inne: So wirkt sie etwa als Beraterin beim Päpstlichen Rat für die Einheit der Christen. Im April 2003 hat Papst Johannes Paul II. sie in die Internationale Theologische Kommission, das wichtigste theologische Beratungsgremium des Heiligen Stuhles, berufen.

Einige Geschenkexemplare sind zu erhalten bei: Barbara.Hallensleben@unifr.ch

René Kissling

«Komplexitätskosten in der ICT»



Komplexitätskosten sind ein in der Informations- und Kommunikationstechnologie (ICT) vielfach diskutiertes Thema. Oft werden sie als Verkaufsargument in der Produktwerbung insbesondere für Beratungsleistungen verwendet, in Projekten werden Anträge mit der Begründung Komplexitätskosten beantragt oder abgelehnt. Was aber sind Komplexitätskosten denn eigentlich genau? Wie werden sie berechnet und wie gegen andere Kosten differenziert? Mit genau diesen Fragen beschäftigt sich die am international institute of management in technology (iimt) verfasste Masterarbeit. Ziel war es, die Thematik theoretisch aufzuarbeiten sowie eine Methode für eine quantitative Ermittlung der Komplexitätskosten in der ICT quantitativ zu erarbeiten.



pub Canisius